

Ernst-Abbe-Hochschule Jena
University of Applied Sciences
Fachbereich Sozialwesen
Bachelor of Arts Soziale Arbeit

Modul 1.127

Bachelorarbeit

Differenzkonstruktionen und Otheringprozesse
im Kontext Sozialer Arbeit in der Migrationsgesellschaft

Potenzial und Grenzen dekonstruktivistischer Analyseperspektiven

Dozent*in: Prof. Dr. phil. Andrea Nachtigall
Prof. Dr. rer. soc. Ulrich Lakemann

Bearbeitet von: Laurentia Bausinger

Matrikelnummer: 638732

Mailadresse: laurentia.bausinger@posteo.de

8. Fachsemester

Jena, den 5. September 2018

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Theoretische Einbettung und Begriffsklärungen.....	4
1.1 Sozialkonstruktivistische Ansätze	4
Exkurs: Das Konzept ‚doing‘	6
1.2 Dekonstruktivistische Theorien – Diskurstheorie – Performanz.....	8
Exkurs: natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit(s-ordnung)en.....	17
1.3 Postkoloniale Theorien und Postcolonial Studies.....	19
1.4 Othering	24
1.5 Migrationsgesellschaft.....	27
1.6 Migrationspädagogik	31
2 Differenzkonstruktionen und Otheringprozesse in migrationspezifischen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.....	34
2.1 ‚Ausländerpädagogik‘	37
2.2 ‚Interkulturelle Pädagogik‘	38
2.3 Kritik an kulturalisierenden Tendenzen im Kontext ‚Interkultureller Pädagogik‘	40
3 Das Verhältnis von Dekonstruktivismus und machtkritischer Sozialer Arbeit im Kontext einer migrationspädagogischen Praxis.....	45
3.1 Dekonstruktion als Haltung	46
3.1.1 Dekonstruktive Haltung en passant	47
3.1.2 reflexive Dekonstruktion	49
3.2 Grenzen einer dekonstruktivistischen Analyse- und Praxisperspektive .	52
3.3 Den Widersprüchen zum Trotz: Potenzial dekonstruktivistischer Ansätze	54
4 Fazit und Ausblick.....	56
Literaturverzeichnis	
Ehrenwörtliche Erklärung und Einverständniserklärung	

Einleitung

Migrations- und Globalisierungs-, aber auch Modernisierungsprozesse führen zu einer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft. Diese Vielfalt kommt in unterschiedlichen Lebensentwürfen und Lebensrealitäten zum Ausdruck und ist in allen Bereichen gesellschaftlichen Zusammenlebens zu finden: in vielfältiger werdenden Beziehungs- und Familienmodellen, aber beispielsweise auch in transnationaler Arbeitsmigration oder veränderten, weniger statischen Identitätsbezügen. Eine Auseinandersetzung mit Vielfalt und Diversität führt zwangsläufig zu einer Auseinandersetzung mit Unterschieden. Der Umgang mit (sozialen) Differenzen variiert allerdings: sie können wertfrei betrachtet und beschrieben werden oder wertend, indem ein Merkmal einem anderen überbeziehungsweise untergeordnet wird. Dies führt zu Diskriminierung und ausschließenden Tendenzen, Aussagen, Handlungen, da der Mechanismus der Über- und Unterordnung eng verknüpft ist mit Aushandlungsprozessen über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Die Einwohner*innen Deutschlands in zwei Gruppen einzuteilen, eine ‚mit Migrationshintergrund‘ und eine ‚ohne Migrationshintergrund‘ ist beispielsweise eine solche Unterscheidung, die als Ergebnis von Aushandlungsprozessen klare Grenzen zieht, zwischen ‚richtigen Deutschen‘ und Menschen die ‚nicht wirklich‘ zu Deutschland gehören. Der Mechanismus, welcher diesen Unterscheidungen in sozialen Verhältnissen voran geht, ist der Prozess des Othering. Hierbei handelt es sich um eine (inter-)aktive Herstellung von Differenzen, oder anders ausgedrückt um die Konstruktion des* oder der* ‚Anderen‘ vor dem ‚Hintergrund hierarchischer und asymmetrischer Differenzordnungen und gewaltförmiger Macht- und Herrschaftsverhältnisse‘ (Riegel, 2016: 52). Diese Prozesse tragen zur Legitimation und Aufrechterhaltung solcher Macht- und Herrschaftsverhältnisse bei. Otheringprozesse können sich auf alle sozialen Kategorien, wie Gender, Ethnizität¹, Alter, Körper, sexuelle Identität

¹ Der Begriff Ethnizität ist nicht unproblematisch, ebenso wenig wie beispielsweise die Begriffe Kultur oder ‚race‘, da sie mit essentialistischen Zuschreibungen verbunden und durch Machtverhältnisse gekennzeichnet sind. Um mit der Problematik umzugehen, soll an dieser Stelle keine Definition der Begriffe folgen, es soll eher darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Begriffe gebraucht und daran appelliert werden, dass der Gebrauch kritisch reflexiv erfolgt. „Dahinter steht einerseits die Erkenntnis, dass es hier [bei Begriffen wie Ethnizität oder Kultur] nicht um rein deskriptive oder analytische Konzepte geht, und andererseits die Erfahrung, dass

usw. beziehen. In den häufig auf binären Unterscheidungsmerkmalen beruhenden Konstruktionen (männlich/weiblich, mit/ohne Migrationshintergrund, jung/alt, mit/ohne Behinderung, homosexuell/heterosexuell usw.) sind Festschreibungen, Ausgrenzungsmechanismen und Unterwerfungstendenzen beinhaltet, da eine Seite der Kategorie meist positiver konnotiert ist und auch höher gewertet wird, als die andere. Wenn, wie in jüngerer Vergangenheit, beispielsweise darüber diskutiert wird, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht, kann das für manche Menschen sehr prägnante Folgen haben, die sie in ihrer Würde, Sicherheit oder Freiheit einschränken. Nicht nur durch die mit dieser Diskussion verbundenen Bilder, die den Islam mit Gewalt und Rückständigkeit assoziieren, schon allein durch das Stellen dieser Frage werden Lebensrealitäten von (deutschen) Einwohner*innen muslimischen Glaubens infrage gestellt. Diesen Menschen wird die Zugehörigkeit zu einem imaginären Kollektiv ‚der Deutschen‘ verwehrt (zu welchem Muslim*innen anscheinend nicht gehören). So werden einerseits Zuschreibungen zementiert, die den Islam mit negativen Eigenschaften und ‚das Deutsche‘, im Umkehrschluss, mit Zivilisiertheit, Demokratie und Modernität verbinden.

Eine kritische Analyse solcher Bewertungs- und Ausgrenzungsmechanismen sowie deren Herstellung und Effekte, ist für Sozialarbeitende insofern wichtig, als diese Mechanismen – wie weiter oben schon angedeutet – in einem Wechselverhältnis mit Macht- und Unterdrückungsstrukturen (von denen die Soziale Arbeit nicht ausgeschlossen ist) stehen und es erklärtes Ziel Sozialer Arbeit

Definitionen relativ wenig Einfluss auf den Gebrauch eines Begriffs haben“ (Sökefeld, 2007: 31). Wie im weiteren Verlauf dieser Arbeit gezeigt wird, ist die Bedeutung und Interpretation von Begriffen nicht deterministisch festgeschrieben, im Gegenteil: die Bedeutung kann sich je nach historischem oder sozialem Kontext verändern. So ist es z.B. undenkbar, dass die Kategorie ‚Rasse‘ in deutschsprachiger Literatur unkommentiert und ohne Anführungszeichen verwendet wird, während in der englischen Fach- und Alltagssprache durchaus von ‚race‘ die Rede ist, manchmal auch ohne Anführungszeichen. Des Weiteren kann es deutliche Unterschiede zwischen im Alltag und in der Wissenschaft gebräuchlichen Fachbegriffen und deren Bedeutung geben. Doch auch wissenschaftliche Fachbegriffe sind nicht neutral oder unabhängig von machtvollen Diskursen. Wenn also im Folgenden von Ethnizität, Kulturen oder Nationen gesprochen wird, erfolgt dies entweder deshalb, weil Aussagen zitiert werden, oder weil die Kategorien im Fachdiskurs genutzt werden. Bisher gibt es noch keine Möglichkeit, Kategorien so zu beschreiben oder zu nutzen, dass ihnen nicht das Potenzial, bzw. Risiko einer essentialistischen Zu- bzw. Festschreibung inhärent ist. Es wird dennoch versucht, die Begriffe zu re-, bzw. dekonstruieren oder sie zu kontextualisieren, um einen kritisch-reflexiven Umgang möglich zu machen. (Vergleiche hierzu eingehender: Sökefeld, 2007: 31-50).

ist, repressive Machtstrukturen abzubauen (vgl. DBSH, 2014). Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, sich kritisch-reflexiv mit Otheringprozessen auseinanderzusetzen. Dabei soll der Schwerpunkt auf Differenzkonstruktionen und dem Umgang mit diesen innerhalb des Arbeitsfeldes der Migrationspädagogik liegen.

Aus dem thematischen Kontext ergeben sich folgende Fragen, die im Rahmen dieser Arbeit untersucht werden: Was genau ist unter Differenzkonstruktionen und Otheringprozessen zu verstehen, wie entstehen diese und welche Effekte haben sie? Des Weiteren soll erörtert werden, wie Differenzkonstruktionen und Otheringprozesse in einem sozialarbeiterischen Kontext, genauer in einer migrationspädagogischen Praxis, hergestellt werden. Außerdem soll der Frage nachgegangen werden, wie diesen Differenzkonstruktionen entgegengewirkt werden kann.

Um zu einem besseren Verständnis der Theorievielfalt beizutragen, wird im ersten Kapitel der Arbeit sowohl auf diverse sozialwissenschaftliche Theorien als auch auf Fachbegriffe eingegangen, auf welche Differenzkonstruktionen rekurren, beziehungsweise mit welchen diese in Verbindung stehen. Es folgt eine differenzierte Darstellung des Otheringkonzeptes. Im zweiten Teil des ersten Kapitels stehen migrationspezifische Theorien im Fokus. Um nun den Bogen von den relativ abstrakten theoretischen Konstrukten zur Praxis der Sozialen Arbeit zu spannen, wird im darauffolgenden Teil (2. Kapitel) der Arbeit der Zusammenhang von Differenzkonstruktionen, beziehungsweise Otheringprozessen und Migrationspädagogik und damit einhergehenden Problemen herausgearbeitet. Im dritten Kapitel wird der Frage nachgegangen, wie mit diesen Differenzkonstruktionen im Sinne einer macht- und rassismuskritischen Sozialen Arbeit umgegangen werden kann. Diesbezüglich werden vor allem Potenzial und Grenzen dekonstruktivistischer Analyseperspektiven untersucht. Abgeschlossen wird die Arbeit durch ein Fazit und einen Ausblick.

1 Theoretische Einbettung und Begriffsklärungen

Thematische und theoretische Basis der ganzen Arbeit sind Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse. Um die im hinteren Teil dieser Arbeit zu klärende Frage – worin Potenzial und Grenzen dekonstruktivistischer Perspektiven bezüglich einer sozialarbeiterischen Praxis in der Migrationsgesellschaft bestehen – verstehen und adäquat beantworten zu können, ist eine fundierte theoretische Einbettung notwendig. Dies beachtend, werden im Folgenden grundlegende Theoriekonstrukte wie die allgemeine Konstruktion sozialer Kategorien erläutert. Des Weiteren wird auf Machtverhältnisse² eingegangen, welche im Zusammenhang mit Differenzkonstruktionen wirksam werden. Im Wesentlichen werden sozialkonstruktivistische, dekonstruktivistische und postkoloniale Theorierichtungen vorgestellt. Jede einzelne der Theorierichtungen ist durch ein hohes Maß an Komplexität, Widersprüchlichkeiten und einem der Theorie inhärenten Anspruch einer kritischen Reflexivität gekennzeichnet, insofern stellt es eine große Herausforderung dar, die verschiedenen Perspektiven und Denkansätze verständlich und ausführlich genug, aber dennoch (in Anbetracht des Umfangs dieser Arbeit) in der gebotenen Kürze darzustellen. Es kann also nicht auf alle Aspekte der Theorierichtungen eingegangen werden, somit wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

1.1 Sozialkonstruktivistische Ansätze

Um Fragen bezüglich einer dekonstruktivistischen Perspektive beantworten zu können, muss in einem ersten Schritt auf gesellschaftliche *Konstruktions*prozesse eingegangen werden. Es gibt nicht *den* Konstruktivismus als solchen, vielmehr handelt es sich hierbei um eine Denkrichtung, die in unterschiedlichen Bereichen aufgegriffen und ausgearbeitet wurde. Konstruktivistische Denkfiguren finden sich beispielsweise in Philosophie, Psychologie und Neurobiologie aber auch in unterschiedlichen Sozialwissenschaften. Obschon sich die verschiedenen

² Eine detaillierte Auseinandersetzung mit Macht- und Herrschaftskonstruktionen, beispielsweise wie sich diese im Laufe der Geschichte entwickelt und wie verschiedene Sozialwissenschaftler*innen sich mit Theorien diesbezüglich auseinandergesetzt haben, ist aufgrund der Komplexität des Sujets und der begrenzten Seitenanzahl im Rahmen dieser Arbeit leider nicht möglich. Eine knappe Einführung in verschiedene Machttheorien bietet: Andreas Anter, 2017.

Disziplinen in ihren Ausarbeitungen unterscheiden, gibt es ein verbindendes Moment konstruktivistischer Ansätze: die Konstruktion der Wirklichkeit. Ein naturalistischer Konstruktivismus legt dabei den Fokus auf Wirklichkeitskonstruktion anhand von Wahrnehmung, Gehirn, Bewusstsein oder Kognition. Ihre Disziplinen sind die Biologie, die Physik und die Psychologie, während der kulturalistische Konstruktivismus den Schwerpunkt auf Konstruktion von Wirklichkeit durch Sprache, Kommunikation, Medien, Kultur und Gesellschaft setzt (vgl. Pörksen, 2011: 15). Auf diesen Aspekt, also die gesellschaftliche Komponente der Herstellung von Wirklichkeit, soll im Folgenden anhand sozialkonstruktivistischer Theorien näher eingegangen werden. Pörksen nennt als hauptsächlichen Untersuchungsgegenstand des Sozialkonstruktivismus, die Frage danach, „wie eine selbstproduzierte Sozialordnung entsteht und wie sich eine gesellschaftliche Realität allmählich zu festen sozialen Arrangements erhärtet, die dann als statisch und naturwüchsig erfahren werden“ (ebd.: 20). Der Untersuchungsschwerpunkt liegt also, anders als bei strukturtheoretischen Ansätzen auf der Frage nach dem ‚WIE‘. *Wie* entstehen soziale Wirklichkeiten/Ungleichheitsverhältnisse/Herrschafts- und Machtverhältnisse?³

Aus sozialkonstruktivistischer Sicht entsteht Wirklichkeit aus einem Gesellschaftsgefüge, welches nicht objektiv gegeben ist, sondern interaktiv hergestellt, also konstruiert wird. Als Gesellschaftsgefüge sind an dieser Stelle soziale und kulturelle Phänomene gemeint, hierunter zählen beispielsweise gesellschaftliche Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Alter, Körper, sexuelle

³ Obwohl sich auch strukturtheoretische Ansätze thematisch mit gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen befassen, wird hier nicht näher auf diese eingegangen. Eine sehr knappe Zusammenfassung der Grundgedanken soll aber dennoch Platz finden, da dies einem besseren Gesamtverständnis zuträglich ist. Strukturtheoretische Ansätze untersuchen, welche Kategorien zu welcher Zeit und unter welchen Umständen gesellschaftsstrukturierend geworden sind und setzen dabei einen Fokus auf soziale Ungleichheit. Wie auch in den anderen im Folgenden beschriebenen Ansätzen, wird bei diesen Untersuchungen den Kategorien Klasse, Geschlecht und Ethnizität, beziehungsweise den Herrschaftsverhältnissen Klassismus, Patriarchat/Sexismus und Nationalismus/Ethnozentrismus/Kolonialismus eine besondere Bedeutung beigemessen (vgl. Riegel, 2016: 19). „Diese Strukturkategorien sind systematisch an der ungleichen Verteilung von Lebenschancen und sozialen Ressourcen beteiligt und werden als soziale Platzanweiser für Individuen als Angehörige sozialer Gruppen wirksam“ (ebd.: 20) und werden deshalb auch als Achsen der Ungleichheit, bzw. Achsen der Benachteiligung bezeichnet. Strukturtheoretische Ansätze bieten eine kritische Analyseperspektive gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse, mithilfe derer soziale Spannungsverhältnisse, Ein- und Ausgrenzungen, Auf- und Abwertungen sowie Unterwerfungstendenzen erklärt werden können.

Identität usw. Was als männlich oder weiblich, als deutsch oder nicht-deutsch, als alt oder jung gilt, ist Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Der Konstruktionsprozess sozialer Kategorien ist allerdings kein einmaliger, sondern ein fortdauernder, sich reproduzierender. Durch diese Wiederholung und Tradierung der Konstruktionen festigen sich die gesellschaftlichen Strukturen und werden wie oben schon erwähnt als „statisch und naturwüchsig erfahren“ (ebd.) (vgl. Riegel, 2016: 21f). Sozialkonstruktivistische Ansätze beantworten die oben gestellte Frage also wie folgt: soziale Wirklichkeiten, Ungleichheiten sowie Herrschafts- und Machtverhältnisse entstehen durch Konstruktions- und interaktive Aushandlungsprozesse. Was genau das bedeutet, wird im Folgenden noch näher erläutert.

Sozialkonstruktivistische Theorieperspektiven können sowohl als Forschungsansatz als auch als Kritik an Naturalisierungen und Ontologisierung verstanden werden (vgl. Riegel, 2016: 21f). Sie bleiben dabei nicht bei der Kritik an einer vermeintlich natürlichen Gegebenheit von Gesellschaftskategorien und binären Unterscheidungen (männlich/weiblich, heterosexuell/homosexuell, Menschen mit Migrationshintergrund/Menschen ohne Migrationshintergrund) stehen, sondern machen zudem aufmerksam auf daraus resultierende Grenzziehungen, Ungleichheiten und Hierarchisierungen. „Geschlecht, Klassen- und ethnische Unterschiede werden in Interaktionsprozessen simultan erzeugt und resultieren in westlichen Gesellschaften in vielfältigen Formen sozialer Ungleichheit, Unterdrückung und Herrschaftsverhältnissen“ (Fenstermaker/West, 2001: 236, zit. nach Riegel, 2016: 23).

Exkurs: Das Konzept ‚doing‘

Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive wird also davon ausgegangen, „dass durch diese alltäglichen Konstruktionsprozesse immer auch eine repräsentierende Differenzordnung hergestellt und gefestigt wird, sodass [...] die konstruierten Phänomene und die damit verbundenen Ordnungen als natürlich und kaum mehr veränderbar erscheinen“ (Riegel, 2016: 22). Wichtig ist, darauf hinzuweisen, dass es sich bei der Konstruktion sozialer Kategorien eben keinesfalls um natürliche, unveränderbare Gegebenheiten handelt, sondern um interaktiv hergestellte und somit auch flexible Gefüge. Dies unterstreicht das Konzept des ‚doing‘, also das

Herstellen sozialer Differenzen. Ursprünglich wurde dieses Herstellen gesellschaftlicher Kategorien hauptsächlich auf die Kategorie Geschlecht, also ‚doing gender‘ bezogen. ‚Doing gender‘ bedeutet, dass Geschlecht gemacht, also hergestellt wird und prozesshaft ist. Geschlecht wird immer wieder rekonstruiert und muss bewiesen, behauptet werden. An die Vorstellung was ‚eine richtige Frau‘ oder ‚einen richtigen Mann‘ ausmacht sind gesellschaftliche Erwartungen geknüpft, wie beispielsweise typische Verhaltensweisen, der Kleidungsstil, Hobbies usw. Aus dieser Vorstellung heraus resultiert das berühmt gewordene Zitat von Simone de Beauvoir „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir, 1979: 265).⁴ Es existiert also eine durch gesellschaftliche Aushandlungsprozesse hervorgebrachte Vorstellung, wie z.B. eine Frau auszusehen und sich zu verhalten hat. Hierzu gehören visuelle Attribute, wie Brüste oder wenig Haarwuchs im Gesicht, aber auch Charaktereigenschaften, wie Empathie oder Fürsorglichkeit. Wer als Frau diesen Vorstellungen nicht entspricht, beispielsweise durch ausgeprägte Gesichtshaarung oder durch fehlendes Einfühlungsvermögen, kann sich entweder den gesellschaftlichen Erwartungen durch eigene Anstrengung beugen oder wird damit konfrontiert, nicht als ‚richtige Frau‘ anerkannt oder als ‚unweiblich‘ gekennzeichnet zu werden. Mittlerweile wird das Konzept aber auf andere Differenzkategorien und Herstellungsprozesse übertragen, z.B. ‚doing ethnicity‘. Auch die Kategorie Ethnizität ist also aufgeladen mit gesellschaftlichen Vorstellungen, wie sich Menschen bestimmter natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit⁵ verhalten, wie sie aussehen, wie sie sprechen, welcher Religion sie sich zugehörig fühlen und so weiter. Nach Sarah Fenstermaker und Candace West kann das Konzept allgemein als ‚doing difference‘ erweitert, beziehungsweise verstanden werden (vgl. Riegel, 2016: 22f). Sie verweisen in diesem Zusammenhang vor allem darauf, dass verschiedene Differenzkategorien

⁴ Anmerkung: das Zitat wird häufig (vor allem im alltäglichen, umgangssprachlichen Gebrauch) falsch wiedergegeben, nämlich als „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht“. Diese veränderte Bedeutung legt den Fokus auf eine anscheinende Passivität und Opferrolle der Frau, während bei dem Original, zwar auch auf die gesellschaftlichen Erwartungen und deren Wirkmächtigkeit angespielt, der Frau aber dennoch eine aktive Rolle in diesem Prozess zugesprochen wird. Dadurch wird deutlich, dass es sich nicht um einen naturwüchsigen, unveränderbaren Zustand handelt, vielmehr wird auf das Potenzial der Veränderung aufmerksam gemacht.

⁵ Der Begriff natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit(-sordnungen) wird in Kapitel 1.2 in einem Exkurs erläutert.

gleichzeitig wirken, „die nicht in einzelne Entitäten auseinanderdividiert werden können, sondern als gleichzeitiger simultaner Vorgang betrachtet werden müssen“ (ebd.: 23).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass sich sozialkonstruktivistische Perspektiven „kritisch gegen Erklärungsansätze [wenden], die auf naive Zuordnungen und stereotype Kategorisierungen und Alltagswissen zurückgreifen, um gesellschaftlich vorherrschende Annahmen, z.B. zu Kultur, Ethnizität, Religion usw., plausibel zu machen“ (Riegel, 2016: 24). Das Konzept ‚doing‘ bietet in diesem Kontext die Möglichkeit explizit zu verdeutlichen, welche gesellschaftlichen Vorstellungen mit unterschiedlichen Kategorien wirkmächtig verknüpft sind. Sozialkonstruktivistische Ansätze stellen also eine Analysekategorie dar, die es ermöglicht reflektierend zu hinterfragen, welche Vorannahmen zu bestimmten Denkmustern führen und somit auch das alltägliche Handeln beeinflussen.

1.2 Dekonstruktivistische Theorien – Diskurstheorie – Performanz

Die im folgenden beschriebenen Ansätze bauen auf der sozialkonstruktivistischen Perspektive auf, stellen allerdings die Kategorien selbst in den Fokus der Kritik. Bei sozialkonstruktivistischen Ansätzen wird lediglich auf Kategorisierungsprozesse und damit einhergehende, zu reflektierende Machtverhältnisse hingewiesen, die Kategorien selbst werden nicht hinterfragt. Dies kann durch eine dekonstruktivistische Perspektive erfolgen, indem Kategorisierungen und Bezeichnungen als solche kritisch betrachtet werden.

Ein konkretes Beispiel soll dies veranschaulichen: eine sozialkonstruktivistische Kritik zielt darauf ab, deutlich zu machen, dass eine Differenzierung in zwei Geschlechter hergestellt und nicht naturgegeben ist, dass also die Einteilung von Menschen in ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ und damit verbundene Erwartungen durch gesellschaftliche Prozesse erfolgt. Mit einer dekonstruktivistischen Untersuchungsperspektive liegt der Kritikfokus nun darauf, dass Menschen überhaupt in (nur zwei) Geschlechter eingeteilt werden, binäre Geschlechterordnung (und weiterführend bezogen auf das sexuelle Begehren auch die Heteronormativität) werden nun infrage gestellt. Übertragen auf die für diese Arbeit thematisch relevanteste Kategorie ‚race‘, beziehungsweise Ethnizität, würde das bedeuten, dass nicht nur darauf hingewiesen wird, dass die Kategorie Ethnizität

an bestimmten Vorstellungen bezüglich Aussehen, Weltanschauung, Verhaltensweisen, Essgewohnheiten usw. geknüpft ist und immer wieder hergestellt, getan wird oder bewiesen werden muss, sondern dass auch darauf verwiesen wird, dass die Zuordnung von Menschen zu bestimmten Kulturen oder die Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ nicht naturgegeben, sondern sozial hergestellt ist. Es geht bei einer dekonstruktivistischen Perspektive nicht darum, Kategorien abzuschaffen, sondern sie ihrer anscheinenden Selbstverständlichkeit und Naturwüchsigkeit zu entlarven, sie als sozial hergestellt zu identifizieren und somit den häufig an diese Kategorisierungsprozesse anschließenden dominanten, ausgrenzenden und diskriminierenden Machtverhältnissen die Legitimationsgrundlage zu entziehen. Ein Schwerpunkt dekonstruktivistischer Analysen von sozialen Phänomenen liegt auf Sprache und Diskurs im Zusammenhang mit Wirklichkeitskonstruktionen und ungleichgewichteten Kategorisierungen.

Um ein besseres Verständnis für diese komplexen Themenzusammenhänge (Differenz, Sprache Diskurs, Dekonstruktion) zu bekommen, ist es hilfreich, wenn nicht sogar notwendig, sich mit den Thesen des französischen Sprachphilosophen Jaques Derrida zu beschäftigen, dessen Ausführungen von fundamentaler Bedeutung für die Bearbeitung dieser Themenfelder sind. Er prägte die Begriffe *différance* und Dekonstruktion, die Gegenstand der folgenden Abschnitte sind. Derrida war ein poststrukturalistischer⁶ Theoretiker, dessen Hauptanliegen darin bestand, auf die Nicht-Fixierbarkeit von Bedeutungen hinzuweisen und machtvolle „Verdeckungen, hervorgebracht durch binäre Denkstrukturen, sichtbar zu machen“ (Fegter/Geipel/Horstbrink, 2010: 234f). Er widerspricht damit entschieden der strukturalistischen Annahme, dass Sprachstruktur durch feste Bedeutungen gekennzeichnet ist (ebd.). Er wendet sich damit auch gegen die bis dato anerkannte, auf binären Denkstrukturen und stabilen Einheiten beruhende „abendländische metaphysische Denktradition“ (ebd.), beziehungsweise hinterfragt diese und stellt gleichzeitig eine ganz neue Art des Denkens vor. Derrida spricht sich dafür aus,

⁶ Poststrukturalismus wird hier nicht als eigenes Kapitel abgehandelt, kann aber als theoretischer Überbau der vorgestellten Theorierichtungen verstanden werden. Hauptsächlicher Untersuchungsgegenstand poststrukturalistischer Theorieperspektiven ist der Zusammenhang von Sprache und sozialer Wirklichkeit. Also ein kritischer Blick auf Machtverhältnisse und diskriminierende Effekte durch Sprachpraxen und gesellschaftliche Diskurse.

Sprache und damit auch soziale Wirklichkeit in einer ständigen Bedeutungsoffenheit und -verschiebung zu betrachten.

„Die stetige Bedeutungsverschiebung fasst Derrida mit dem Neologismus der *différance*, mit dem er sich auf den im Klangbild gleichen Begriff *différence* (Differenz) bezieht. Der Begriff verweist auf die doppelte Bedeutung des Verbs *différer* (,unterschiedlich sein' > räumliche Differenz; ,aufschieben' > zeitliche Differenz). Mit dem Kunstwort *différance* verdeutlicht Derrida, dass mit jedem Benennen und Aussprechen eine unumgängliche Verschiebung verbunden ist, die das Gesagte verändert, verschiebt und aufschiebt. Bedeutungen können somit nie eine Präsenz erlangen. Jede Festlegung wäre eine unzulässige Fixierung des permanent dynamischen Bedeutungsflusses, da mit ihr sowohl Verkürzungen und Ausblendungen anderer Bedeutungen verbunden sind, aber auch Hierarchisierungen von Signifikaten erzeugt werden“ (Fegter/Geipel/Horstbrink, 2010: 235; H.i.O.).

Différance ist also ein Terminus, der in einem Wort zum Ausdruck bringt, dass Bedeutungen erstens nicht determiniert werden können und es zweitens – sollte doch der Anspruch einer Bedeutungsfixierung erhoben werden – zu Dominanz- und Machtverhältnissen kommt.

Mit einem solchen Differenzverständnis müssen nicht nur Bedeutungsfixierungen bezüglich gesellschaftlicher Kategorien hinterfragt werden, auch Identitätskonzepte, die durch die Vorstellung eines festen, unveränderlichen, kohärenten Ichs gekennzeichnet sind, werden radikal infrage gestellt. „Brüche und Widersprüchlichkeiten stellen nicht länger Abweichungen dar, sondern sind immer schon Teil von Identitäten und Identifizierungen“ (Fegter/Geipel/Horstbrink, 2010: 236).

Différance und Dekonstruktion sind unweigerlich miteinander verbunden, da Dekonstruktion (ein Kofferwort aus Destruktion und Konstruktion), der Mechanismus, beziehungsweise das Handwerkszeug ist, mit Hilfe dessen *différance*-Prozesse in Texten und Aussagen sowohl markiert als auch abgebaut werden können. Auch der Dekonstruktion ist die doppelte Bewegung der *différance* inhärent. Beim Anteil der Destruktion im Prozess der Dekonstruktion „geht es um ein Aufdecken der marginalisierten Position und um den Umsturz des hierarchischen Gefüges von Begriffen“ (ebd.), der Anteil der Konstruktion im

Prozess der Dekonstruktion bringt zum Ausdruck, dass neben der einen Bedeutung auch weitere Bedeutungen konstruiert werden können. Beide Seiten zeichnen sich durch ein ständiges Aufeinanderbezogen-Sein aus (vgl. ebd.). „Dekonstruktionen beanspruchen damit, durch Sprache entstehende Strukturen und Hierarchien offen legen und verschieben zu können“ (ebd.).⁷

Um diese sehr komplexen Theoriezusammenhänge und (sprach)philosophischen Überlegungen zu veranschaulichen, wird im Folgenden der Versuch unternommen, das bisher Ausgeführte auf ein konkretes, praxisnahes Beispiel zu übertragen: Wenn deterministische Aussagen darüber getroffen werden, wie Männer, beziehungsweise Frauen sind, oder zu sein haben, muss aus einer differenzsensiblen, dekonstruktivistischen Perspektive darauf hingewiesen werden, dass keine Bedeutung fixiert werden kann. Wer sich beispielsweise als männlich identifiziert, aber nicht in eine Festschreibung dessen, was als männlich gilt, hineinzupassen scheint, wird gesellschaftlich marginalisiert, da diese Position in der scheinbar einzigen, jedenfalls aber durch die dominanten Mitglieder der Gesellschaft konstruierten Wirklichkeit keinen Platz findet und die Person somit in ihrer Individualität und Identität nicht wahrgenommen wird. Oder bezogen auf die Kategorie Ethnizität: wenn in machtvollen Aushandlungsprozessen festgelegt wird, was deutsch sein bedeutet, z.B. weiß, christlich oder atheistisch zu sein und Vorfahren aus Böhmen oder Preußen zu haben, dann schließt diese Fixierung Personen aus, die sich als deutsch identifizieren (mit oder ohne deutschen Pass), aber schwarz, muslimischen oder buddhistischen Glaubens sind und Großeltern haben, die in Indien geboren sind. Diese Menschen finden keine Repräsentation im öffentlichen Diskurs und Aushandlungsprozessen darüber, was Deutsch sein bedeuten kann. Ihre Position oder Identifikation wird nicht akzeptiert. Die

⁷ Um Missverständnissen vorzubeugen, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich Derridas Aussagen über Sprache und Text nicht einfach auf aneinandergereihte Wörter beziehe. Text bedeutet in diesem Zusammenhang vielmehr eine Ganzheit sozialer Kommunikation, in dem Begriff Text ist also alles enthalten, was eine Bedeutung, eine Botschaft transportieren kann. Somit kann mit sozialem Text auch eine gesellschaftliche Praxis, eine bestimmte Verhaltensweise oder Ähnliches gemeint sein (vgl. Engelmann, 2004: 20f). Auf dieses Missverständnis weisen auch Fegter, Geipel und Horstbrink hin, indem sie Derridas Reaktion auf die Fehlinterpretationen seiner Aussagen selbst zitieren: „Der Satz, der für manche gleichsam zum Slogan der Dekonstruktion geworden ist und im allgemeinen völlig falsch verstanden wurde (es gibt kein außerhalb des Textes, [‘il n’y a pas de hors texte’]), heißt nichts anderes als: Es gibt kein außerhalb des Kontextes [‘il n’y a pas de hors contexte’]“ (Derrida 2004b: 290, zitiert nach: Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 237).

Konstruktion der Wirklichkeit anhand binärer, einander gegenübergestellter Kategorien verengt also Wahrnehmungsspielräume und schließt dabei all das, was nicht hineinpasst, aus. Menschen werden (aufgrund dieses ‚Nicht-Hineinpassens‘) marginalisiert und insofern zum Schweigen gebracht, als ihrer Position kein Gehör geschenkt wird. Es ist deterministisch und naturalisierend zu sagen, man könne nicht schwarz, muslimisch und deutsch sein. Solche Aussagen führen defacto zur Ausgrenzung bestimmter Menschen.

„Durch scheinbare Eindeutigkeiten wie die klaren binären Strukturen und deren Naturalisierung wird dieser vorläufige Charakter von Bezeichnungen und Bezeichnetem verschleiert. Die scheinbaren Eindeutigkeiten und die Präsenz von Sinn sind nur über machtvolle Bedeutungsausschlüsse möglich und werden mit Dekonstruktionen als Fiktion ausgewiesen“ (Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 236).

Wie die vorangegangenen Ausführungen aufzeigten, werden Begriffe, Sprache, Text und Diskurs in poststrukturalistischer Theoriebildung nicht als neutral und wertfrei verstanden, sondern als Phänomene, die entschieden zur (Re-)Produktion von Ungleichheit und hegemonialen Machtverhältnissen beitragen. In diesem Sinne wird „Sprache und symbolische Ordnung [...] als privilegierte[r] Ort der Konstruktion von Wirklichkeit betrachte[t]. Sprache ist demnach nicht Abbild einer gegebenen Wirklichkeit, sondern sinn- und damit ordnungsstiftend, das heißt welterzeugend“ (Villa, 2010: 265, zit. nach Riegel, 2016: 28). In anderen Worten: Sprache wird nicht als bloße und neutrale Abbildung gegebener Tatsachen verstanden, sondern als produktives, erschaffendes, hervorbringendes Moment, oder noch einfacher: Sprache schafft Realität. Mit der Wirkmächtigkeit von Sprache beschäftigen sich auch diskurstheoretische Perspektiven, die eng verknüpft sind mit den Überlegungen Derridas. Als bekannte Vertreter*innen dieser Theorierichtung wären hier Foucault und an ihn angelehnt auch Judith Butler zu nennen.

Soziale Phänomene können sprachlich und diskursiv nicht neutral oder wertfrei beschrieben werden, dem gesellschaftlichen Diskurs sind Macht- und Dominanzverhältnisse immer inhärent. „Die Wirkmächtigkeit von Diskursen zeigt sich darin, dass sie über Wissen machtvoll ‚Wahrheiten‘ produzieren und

transportieren, und somit die Wahrnehmung und Interpretation von sozialer ‚Wirklichkeit‘ beeinflussen. [...] Der Zugang zum Diskurs ist nicht symmetrisch organisiert, sondern durch Dominanzverhältnisse gekennzeichnet“ (Foroutan/Ikiz, 2016: 143).

Das heißt also, dass nicht alle Mitglieder einer Gesellschaft gleichberechtigt an diskursiven Prozessen beteiligt sind. Während Mitglieder der Dominanzgesellschaft viel eher an den Konstruktionsprozessen sozialer Wirklichkeit partizipieren, trifft dies auf Randgruppen, Minderheiten, Ausgegrenzte usw. sehr viel seltener zu. Die Positionen derjenigen, die nicht zur Mehrheits-, beziehungsweise Dominanzgesellschaft gehören, finden selten Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs. Das kann sich ändern, wenn sich Menschen in marginalisierten Positionen mit Nachdruck Gehör verschaffen. Dies ist allerdings mit Kraftaufwand und sozialen Kämpfen verbunden. Da die unterschiedlichen Individuen einer Gesellschaft in sehr ungleichem Maße an der Konstruktion sozialer Wirklichkeit beteiligt sind, bildet der gesellschaftliche Diskurs alle in der Gesellschaft vertretenen Positionen, Lebensrealitäten, Weltanschauungen usw. auch in sehr ungleichem Maße ab.

Das kann insofern weitreichende Folgen haben, als durch eingeschränkte und unterdrückte Repräsentationen innerhalb des Diskurses, nicht nur bestimmten Lebensrealitäten keine Aufmerksamkeit geschenkt wird, sondern dass auch die dahinterstehenden Individuen kaum oder gar nicht beachtet werden. Ihre Existenz wird nicht wahrgenommen. Dieses Phänomen, also die Tatsache, dass einigen sozialen Standpunkten deutlich mehr Aufmerksamkeit zu Teil wird, als anderen, wird im Folgenden unter dem Stichwort Differenzordnungen näher erläutert.

In seinem Text ‚Diversity‘ – Differenzordnungen und Modi ihrer Verknüpfung“ stellt Paul Mecheril die Einbindung von Differenzen in gesellschaftliche Machtverhältnisse dar und geht dabei auf unterschiedliche Aspekte ein. Schon der Begriff Differenzordnungen deutet darauf hin, dass es sich hierbei nicht um machtfreie Konstruktionen handelt; synonym wird auch das Wort *Machtordnungen* verwendet. Dabei bezieht sich der Autor vor allem auf die drei wirkmächtigsten Differenzkategorien race, class und gender, die hier als „fundamentale Differenzordnungen“ (Mecheril, 2008) bezeichnet. Eingeleitet wird

der Text mit der Frage, was Differenzordnungen (ungeachtet der spezifischen Besonderheiten der jeweiligen Kategorie) verbindet.

Mecheril kommt zu dem Schluss, dass durch Differenzordnungen Unterscheidungen eingeführt werden, die das soziale Miteinander für die Mitglieder einer Gesellschaft begreifbar machen: „Was wir in sozialen Zusammenhängen für uns und für andere sind, sind wir jeweils auch mit Bezug auf unsere in kontextspezifischen Praxen und Imaginationen und Erfahrungen bestätigten Differenzposition(en)“ (ebd.). Gesellschaftliche Realität und die eigene Position in dieser wird also mit Hilfe von Differenzordnungen erfahren und verstanden. Dem Autor zufolge können machtvolle Differenzordnungen in drei Aspekte unterteilt werden: Erstens sind Differenzordnungen machtvoll, weil sie *disziplinierend und habitualisierend* wirken. Die Gesellschaft wird durch Differenzordnungen strukturiert und auch die Gesellschaftsmitglieder werden durch diese geformt (vgl. ebd.). „[W]ir werden nicht nur als Frauen oder Männer angesprochen, als „mit Migrationshintergrund“ oder „ohne“, wir können uns dieser Ansprache auch gar nicht entziehen und werden das, was wir sind, überhaupt erst im Lichte des (An)Gebotes dieser Ordnungen“ (Mecheril, 2008).

Des Weiteren sind die Differenzordnungen machtvoll, weil sie Zugehörigkeiten und Identitätspositionen in ein *Schema der Über- und Unterordnung* einteilen. Mecheril spricht in diesem Zusammenhang von asymmetrischen Reflexionsbestimmungen, also zum Beispiel: „der und die Heterosexuelle als Reflexionsbestimmung der lesbischen oder schwulen Position, „Whiteness“ [...] als Reflexionsbestimmung des schwarzen, muslimischen Anderen, Mann als Reflexionsbestimmung von Frau“ (ebd.). Dabei kommt einer Seite der Reflexionsbestimmung eine privilegierte Position zu, während die andere unterdrückt, marginalisiert und diskriminiert wird.

Drittens sind fundamentale Differenzordnungen machtvoll, weil sie meist mit einer *exklusiven, wirkungsvollen entweder/oder-Logik* arbeiten. Von den Mitgliedern der Gesellschaft wird nun verlangt, „sich in dieser ausschließenden Ordnung darzustellen und zu verstehen: entweder Mann oder Frau; entweder mit oder ohne Migrationshintergrund, entweder Schwarz oder Weiß, entweder homo- oder heterosexuell, entweder deutsch oder türkisch“ (ebd.). Wer sich also beispielsweise als deutsch und türkisch identifiziert oder als keines von beidem,

muss damit rechnen, im Gesellschaftsgefüge eine Randposition einnehmen zu müssen, da für diese Form der Identifizierung in der Imagination einer deutschen Mehrheitsgesellschaft kein Platz zu sein scheint.

Ein weiteres Charakteristikum poststrukturalistischer, dekonstruktivistischer, aber vor allem diskurstheoretischer Ansätze ist die sogenannte Performativität (bzw. Performanz) von Sprache, beziehungsweise Sprechakten und Differenzkategorien. Performanz ist sehr eng verknüpft mit den zuvor ausgeführten Überlegungen zum Zusammenhang von Sprache und der Konstruktion sozialer Realität. Es handelt sich dabei nicht um ein neues Theoriekonstrukt, sondern um einen bestimmten Aspekt dieser Herstellungsprozesse, welcher konkreter beschrieben wird. Unter Performanz ist das Herstellen und Inszenieren von Kategorien durch zitathaftes Wiederholen zu verstehen. Performative Äußerungen sind weder falsch noch wahr, noch stellen sie irgendetwas beschreibend fest, sie sind vielmehr „der faktische Vollzug ebenjener Handlung, die sie sprachlich beschreiben“ (Krämer, 2001: 138, zit. nach Villa, 2012: 26).

Die Verweise auf die Unabgeschlossenheit von Bedeutungen und die Performativität von Sprache und Diskurs bietet auch eine hoffnungsvolle Perspektive. Wenn man – nach dekonstruktivistischer und diskurstheoretischer ‚Tradition‘ – davon ausgeht, dass sich die sozialen Kategorien und damit verbundene Ungleichheitsverhältnisse dadurch manifestieren, dass die jeweiligen Kategorien hervorgebracht, also interaktiv konstruiert, und nur durch performatives Wiederholen gefestigt werden, sie also nicht selbstverständlich vorhanden und naturgegeben sind, so ist der Dekonstruktion und der Performativität ein Moment der Veränderbarkeit inhärent (vgl. Riegel, 2016: 29). Dies kann auch als „Mangel an Finalität“ (Villa, 2012: 33) beschrieben werden. Es besteht also die Möglichkeit, bisherige Deutungen gesellschaftlicher Kategorien zu verändern und damit im besten Falle einem Abbau von hegemonialen Machtverhältnissen entgegenzuwirken. Judith Butler macht auf diese Prozesse (also die Konstruktion, Performativität und Veränderbarkeit von Gesellschaftskategorien) vor allem im Rahmen der Kategorie Geschlecht aufmerksam. Dies kann jedoch auch auf andere binäre Vorstellungen von Differenzkategorien, wie Normalität und Abweichung oder Kultur und Natur übertragen werden (vgl. ebd.: 29f). Und das ist das große Potenzial eines dekonstruktivistischen Umgangs mit (Differenz-)Kategorien.

Das Aufzeigen von Differenzkategorien ist zwar notwendig, um auf Machtverhältnissen aufmerksam zu machen und diese abbauen zu können, trägt aber gleichzeitig dazu bei, dass die Machtverhältnisse erneut hergestellt werden. Der Gegenstand der Kritik wird also durch den Prozess der Kritik selbst reproduziert. Dieses paradoxe, dilemmatische, widersprüchliche Moment ist konstitutives Element dekonstruktivistischer Perspektiven. Und hierin zeigen sich deutliche Grenzen dekonstruktivistischer Theorien. Ein Beispiel soll dies veranschaulichen. Aufgrund von machtvollen Unterscheidungsprozessen werden Migrant*innen häufig ausgegrenzt, haben nicht den gleichen Zugang zum Bildungssektor, dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt oder gesellschaftlicher Anerkennung, wie dies in Deutschland lebende Menschen ohne Migrationsgeschichte haben. Bezogen auf den Zugang zum Wohnungsmarkt kann das zum einen rechtliche Ursachen haben, beispielsweise eine eingeschränkte dezentrale Unterbringung von Menschen, die sich noch im Asylverfahren befinden. Aber auch alltagsrassistische Praxen können ursächlich für Schwierigkeiten bezüglich der Wohnungssuche sein. Hierbei zeigt sich, dass Menschen mit (zugeschriebenem) Migrationshintergrund, z.B. aufgrund ihres Aussehens oder ihres Familiennamens am Wohnungsmarkt diskriminiert werden.⁸ Aufgrund dieser Ungleichheiten und Diskriminierungen haben Migrant*innen häufig einen Hilfebeziehungsweise Unterstützungsbedarf, der von Sozialarbeitenden bearbeitet wird. Dadurch haben sich explizit migrationsspezifische Arbeitsfelder entwickelt, wie beispielsweise Beratungsstellen für Migrant*innen. Um den Unterstützungsbedarf von Migrant*innen legitimieren zu können, muss erst einmal auf diesen hingewiesen werden. Dadurch entsteht allerdings ein Mechanismus, welcher Menschen aufgrund ihrer Migrationserfahrungen zu Klientel macht. Die Bezeichnung ‚Migrationssozialarbeit‘ erweckt den Eindruck, dass Menschen allein aufgrund ihrer Migrationsgeschichte zu Klientel Sozialer Arbeit werden würden und verschleiert die strukturellen Bedingungen, die einen Unterstützungsbedarf hervorrufen. Durch ‚Migrationssozialarbeit‘ wird also gleichzeitig der Versuch unternommen, dieser Problematik ausgrenzender Mechanismen gerecht zu werden,

⁸ (vgl. hierzu Müller, 2015. „Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt – Strategien zum Nachweis rassistischer Benachteiligungen, Eine Expertise im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes)

als auch ein Unterschied reproduziert. Die aufgrund ihrer Migrationsgeschichte ausgegrenzten Menschen aber nicht als solche zu benennen, um eine Reproduktion dieser Unterscheidung zu verhindern, löst die konkreten Probleme der Betroffenen auch nicht. Es stellt sich also die Frage, wie ein produktiver Umgang mit dekonstruktivistischen Perspektiven stattfinden kann, warum es trotz dieser Ambivalenzen hilfreich sein kann, sich mit diesen auseinanderzusetzen und worin das Potenzial einer dekonstruktivistischen Analyse sozialer Verhältnisse besteht? Im letzten Teil der Arbeit (Kapitel 3) wird nochmal eingehender sowohl auf das Potenzial als auch die dilemmatischen Strukturen eines dekonstruktiv(istisch)en Umgangs mit Differenzkategorien eingegangen und der Versuch unternommen, auf die oben gestellten Fragen Antworten zu finden.

Exkurs: natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit(s-ordnung)en

Bisher wurde immer wieder auf Zugehörigkeitserfahrungen, beziehungsweise Erfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit, im Kontext von Migration Bezug genommen. Häufig wird dann über Zugehörigkeiten gesprochen, „wenn über die mit Migrationsphänomenen einhergehende Irritation von Zugehörigkeitsverhältnissen nachgedacht wird“ (Mecheril, 2015: 36). Wenn beispielsweise Diskussionen darüber stattfinden, warum eine schwarze Person oder eine muslimisch-gläubige Person nicht (,wirklich‘) zu Deutschland gehört, wird das meist mit einer anderen, von der deutschen abweichenden, kulturellen Zugehörigkeit begründet. Mecheril kritisiert die Tatsache, dass der Begriff ‚Zugehörigkeit‘ immer in Verbindung mit dem Begriff Kultur gebracht wird und wendet sich so kritisch gegen eine Gleichsetzung kultureller Zugehörigkeit mit nationaler und ethnischer Zugehörigkeit. Aus diesen Gründen entwickelte Mecheril den Terminus natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit(en) und plädiert für ein reflexives Verständnis von natio-ethno-kultureller Differenz und Zugehörigkeit (vgl. Mecheril, 2004: 120ff). Nach Mecheril wird bei diesem Verständnis des Zugehörigkeitsbegriffs danach gefragt, „unter welchen sozialen, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen und von diesen vermittelten individuellen Voraussetzungen Individuen sich selbst als einem Kontext zugehörig verstehen, erkennen und achten können“ (Mecheril, 2015: 36). Der Begriff bietet die Möglichkeit, zwischen kulturellen, nationalen und ethnischen Differenzen zu

unterscheiden. Diese Unterscheidung sollte allerdings nicht unreflektiert geschehen, denn alle drei Kategorien des vorgeschlagenen Begriffs (Nation, Ethnie, Kultur) können ebenfalls Exklusionspotenziale enthalten, wie Lücke anmerkt (vgl. Lücke, 2016: 357). Dies ist zum Beispiel bei Mitgliedschaftskonzepten und Imaginationen von Nation oder Ethnie, also „machtvolle[n] Wir-Bilder[n]“ (Mecheril, 2004: 121). Wichtig ist also ein *kritisch reflexiver* Umgang mit dem vorgeschlagenen Begriff.

Die, durch Migrationsprozesse deutlicher zu Tage tretenden, Unterschiede innerhalb einer Gesellschaft sollen also nicht ausschließlich anhand sogenannter ‚kultureller Differenzen‘ erklärt werden. Vielmehr geht es darum, den umfassenden Diversitäten innerhalb einer Migrationsgesellschaft anhand vielfältiger Wissensbeständen zu begegnen und diese Wissensbestände immer wieder kritisch zu hinterfragen. Das heißt, dass alle Faktoren, die zu Unterschieden innerhalb einer Gesellschaft beitragen können, bei der Untersuchung dieser Unterschiede, beachtet werden sollen. Um also einer Vereinseitigungsgefahr durch kulturspezifische Erklärungsmuster vorzubeugen, sollten auch rechtliche, ökonomische oder politische Aspekte der Migrationsgesellschaft beachtet werden (vgl. Mecheril, 2004: 119f) der Fall. Außerdem verweist Mecheril auf die Wichtigkeit von „stigmatheoretischen oder rassismustheoretischen Wissensbeständen“ (Mecheril, 2004: 120). Diese gilt es zu beachten, um ein umfassendes und differenziertes Bild bezüglich Unterscheidungsmechanismen innerhalb einer Gesellschaft zu erhalten. Zusammenfassend sei gesagt, dass die Begriffe natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten, beziehungsweise natio-ethnokulturelle Differenzen nicht als unkritisch angenommen, sondern als hilfreiche Erweiterung verstanden werden sollen, die es auch weiterhin zu hinterfragen und kritisch zu beleuchten gilt.

Auch die im Folgenden erklärten postkolonialen Theorieansätze beschäftigen sich mit Differenzkonstruktionen. Sie beziehen sich dabei vor allem auf die Kategorien ‚race‘, Ethnizität und kulturelle Identität. Somit stellen diese Theoriebezüge eine sinnvolle Verbindung zwischen den bisher dargestellten, eher allgemeinen sozialwissenschaftlichen und den migrationsspezifischen Theorien, die in Kapitel 1.5 und 1.6 ausgeführt werden, dar.

1.3 Postkoloniale Theorien und Postcolonial Studies

Postkoloniale Theorien setzen sich mit (konstruierten) Unterschieden und daraus resultierenden gesellschaftlichen Ungleichheiten, beziehungsweise Ungerechtigkeiten auseinander. Differenzkategorien und hegemoniale Machtverhältnisse werden in diesem Rahmen nicht mehr allgemein, sondern vor allem in Hinblick auf Rassismen, koloniale und imperialistischen Unterdrückungsverhältnisse sowie Prozesse der Ethnisierung und Kulturalisierung untersucht. Dabei werden sowohl die historischen Ereignisse des Kolonialismus als auch die gegenwärtigen Auswirkungen des kolonialen Regimes in den Blick genommen.

Bei Postkolonialen Theorien handelt es sich weniger um eine einheitliche Theorierichtung, als vielmehr um „ein komplexes, zuweilen diffuses Theoriefeld“ (Villa/Reuter, 2010: 16), welches vor allem in Kultur- und Literaturwissenschaften bearbeitet wurde. Im englischsprachigen Fachdiskurs ist eher von Postcolonial Studies, als von Postcolonial Theory die Rede, was ein Hinweis darauf ist, dass Postkoloniale Theorie, gar nicht als Theorie im eigentlichen Sinne anerkannt ist: „Bei postkolonialen Zugängen handelt es sich vielmehr um verschiedene Beiträge mit unterschiedlichen theoretischen und analytischen Ansätzen, die jedoch alle ein gemeinsames Merkmal aufweisen“ (Villa/Reuter, 2010: 16). Dieses gemeinsame Merkmal ist die Annahme, ethnisierenden und kulturalisierenden, sowie naturalisierenden und universalisierenden Prozessen (welche sich durch den Kolonialismus entwickelt haben oder diesen legitimierten) mithilfe der Dekonstruktion entgegenwirken zu können. Oder in den Worten Sergio Costas: „über die Dekonstruktion von Essentialismen einen kritischen erkenntnistheoretischen Kontrapunkt zu den dominierenden Modernitätskonzepten zu entwickeln“ (Costa 2005: 221, zit. nach Villa/Reuter, 2010: 16).

Dekonstruktion von Essentialismen heißt hier, soziale Phänomene innerhalb des kolonialen beziehungsweise postkolonialen Diskursfeldes kritisch zu untersuchen, insbesondere dann, wenn der Anspruch erhoben wird, selbsterklärend zu sein, oder wenn von objektiver Bedeutung innerhalb sozialer Prozesse gesprochen wird (vgl. ebd.). In Rekurs auf Derrida ist es Konsens postkolonialer Ansätze, dass

„[k]eine Bedeutung und keine Kategorie selbstevident [ist], keine ist zwingend – insbesondere nicht vermeintlich selbstverständliche, faktisch asymmetrische Begriffspaare wie Okzident-Orient, Nord-Süd, modern-traditionell, entwickelt-unterentwickelt, rational-exotisch, eigen-fremd, progressiv-konservativ usw. und deren Gebrauch im (auch wissenschaftlichen) Alltag“ (ebd.).

Es geht also darum, essentialisierende und damit meist kulturalisierende, diskriminierende Zuschreibungen, Begrifflichkeiten, Diskurse, Kategorisierungen usw. ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit zu entlarven und ihnen so die Legitimation zu entziehen, auf Grundlage derer Ausgrenzungsmechanismen stattfinden. Aufgrund der Komplexität des Themen- und Theoriefeldes ist es nicht möglich, auf alle Theorieperspektiven, Studien und Konzepte einzugehen, die im Zusammenhang mit Postkolonialismus stehen. Das würde bei weitem den Rahmen dieser Arbeit sprengen und wäre auch nicht sinnvoll. Es wird jedoch versucht, diejenigen Aspekte postkolonialer Theoriebildung zu erläutern, welche für die in der vorliegenden Arbeit zu untersuchenden Themen und Fragestellungen hilfreich sind und somit zu einem tieferen Verständnis von Differenzkonstruktionen und Otheringprozessen – vor allem in einem migrationsgesellschaftlichen Kontext – beitragen können. Hierzu werden die grundlegenden Inhalte und Forschungsfragen postkolonialer Theorien, sowie einige bekannte Vertreter*innen und deren richtungsweisende Werke in gebotener Kürze vorgestellt.

Es ist kein Zufall, dass ein Großteil der bekannten Vertreter*innen postkolonialer Theoriebildung Literaturwissenschaftler*innen sind, beziehungsweise waren. Schließlich setzte sich postkoloniale Theorie vor allem in ihren Anfängen weniger mit den materiellen Auswirkungen, als vielmehr mit der sprachlichen Dimension des Kolonialismus auseinander. Diskurs stellt dabei ein zentrales Konzept postkolonialer Theorieperspektiven dar (vgl. Frank, 2012: 40). Es geht also darum, die Bilder zu untersuchen, welche eine gewaltvolle Unterdrückung der Kolonialmächte gegenüber den Kolonialisierten auslösten, legitimierten und aufrechterhielten. Des Weiteren liegt ein Schwerpunkt postkolonialer Untersuchungen darauf, wie auch heute noch Unterschiede konstruiert werden, die Grenzen hervorbringen und aufzeigen zwischen einem ‚Wir‘, einem Eigenen, gegenüber einem ‚Ihr‘, einem Anderen, Fremden. Die drei

bekanntesten postkolonialen Theoretiker*innen Edward W. Said, Homi K. Bhabha sowie Gayatri C. Spivak beschäftigen sich alle mit eben diesen Differenzkonstruktionen und machtvollen Diskursen, allerdings mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Said setzt den Fokus seiner Analyse und Kritik auf die Konstruktion von Orientbildern. In seinem bekanntesten Werk „Orientalism“ stellt er einen Zusammenhang her

„zwischen (erstens) imaginativen Orient-Bildern in der Literatur, (zweitens) dem Orient als Gegenstand westlicher Wissenschaften und (drittens) europäischer Herrschaft in denjenigen kolonialisierten Gebieten, die gemeinhin der geographisch-kulturellen Entität Orient zugerechnet werden. Bezeichnet werden soll, kurzum, die enge Verbindung von politisch-ökonomisch-militärischen Machtpraktiken einerseits und den diese Praktiken stützenden und begleitenden Texten andererseits“ (vgl. ebd.).

Der Orient wird als Ort der Exotik, Barbarei und des Fremden, Abweichenden entworfen und dient dabei gleichzeitig als Gegenstück zum modernen, zivilisierten und normalen Westen.⁹ Durch die Imagination und Definition dessen, was ‚der Orient‘ ist, entwickeln sich die Charakteristika ‚des Westens‘, Fremdheitskonstruktionen werden erzeugt und als minderwertig gekennzeichnet, wodurch eine Kolonisierung, Unterdrückung, Marginalisierung und Missionierung dieser, durch Abweichung vom Normalen gekennzeichneten, Orte und Menschen legitim scheint.¹⁰

Homi K. Bhabha hingegen widmet sich (unter anderem) der tiefgreifenden Analyse und Kritik eines statischen Kulturbegriffs. Er plädiert für ein dynamisches, Kulturverständnis, das sich durch Wandel, Hybridität und Heterogenität auszeichnet. Demnach können Kulturen nicht als in sich abgeschlossene Entitäten betrachtet werden, deren Mitglieder sich durch ein hohes Maß an Homogenität auszeichnen und somit auch im Gegensatz zu anderen Kulturen stehen können, vielmehr geht es um ein Verständnis von ‚Kultur als Artikulationsraum‘, in

⁹ Zu einer ausführlichen Kritik von Saims Verwendung des Foucault’schen Diskursbegriffes, siehe: Frank, 2012: 39-50

¹⁰ Eine ausführlichere Analyse der Werke und Hauptaussagen Saims, siehe: Michael C. Frank, 2012: Diskurs, Diskontinuität und historisches Apriori. Michel Foucaults ‚Die Ordnung der Dinge‘, ‚Archäologie des Wissens‘ und ‚Die Ordnung des Diskurses‘. In: Reiter/Karentzos: Schlüsselwerke des Postkolonialismus, S. 39-50

welchem es keine deterministischen Begrifflichkeiten oder Definitionen gibt, sondern in dem alle Prozesse, Werte, Normen, Identitätsbezüge usw. in einem ständigen Wandel begriffen und einem fortwährenden Aushandlungsprozess unterworfen sind (vgl. Sieber, 2012: 97). Bhabha entlarvt damit „das Grundproblem des gesamten Legitimationsdiskurses des frühneuzeitlichen und modernen europäischen Kolonialismus sowie jeder gegenwärtigen Rede vom ‚bei uns‘ und ‚bei den anderen‘“ (ebd.). Das Grundproblem des Legitimationsdiskurses liegt darin begründet, dass von einem verkürzten Kulturverständnis ausgegangen wird, welches „die Kulturen durch das historisch gewachsene Oppositionsschema ‚wir‘/Norm/Ideal versus ‚die anderen‘/Abnormität/Mangel betrachtet“ (Sieber, 2012: 97). Dieses „historisch gewachsene Oppositionsschema“ (ebd.) funktioniert nur, wenn man von Kultur als abgeschlossene Räume ausgeht, die in Beziehung, eventuell im Gegensatz zueinander stehen können. Ein Verständnis von Kulturen als dynamische Gebilde, die durch Hybridität und Aushandlungsprozesse, Diversität und Heterogenität gekennzeichnet sind, macht einen ganz anderen Umgang mit kultureller Vielfalt möglich. Einen Umgang, der weniger auf die Unterschiede zwischen Kulturen und damit verbundenen Verständigungsprobleme (z.B. ‚clash of cultures‘) und Ungleichwertigkeiten (z.B. Tradition versus Moderne) aufmerksam macht, sondern auf eine Diversität der Identitätsbezüge hinweist, ohne dabei einem naiven Multikulturalismus zu verfallen (vgl. hierzu ausführlicher: Sieber, 2012: 97-108).

Auch Spivak untersucht Differenzkonstruktionen im Rahmen des kolonialen Regimes und seinen fortwährenden Auswirkungen. Dabei widmete sie sich vor allem dem Untersuchungsgegenstand wie und mit welchen Effekten über sogenannte ‚Subalterne‘ (untergeordnete ‚Andere‘) gesprochen wird. Analysiert wird also, wie Zuschreibungen von außen ihre machtvolle Wirkung entfalten. Des Weiteren geht Spivak der Frage nach, ob und wie die Subalternen selbst sprechen können. Ihr bekanntestes Werk trägt demnach auch den Titel „Can the subaltern speak?“. Dabei geht es allerdings nicht um die Untersuchung einer faktischen Sprach(un)fähigkeit, sondern vielmehr darum, ob marginalisierte Gruppen am gesellschaftlichen Diskurs teilnehmen und somit zu einer differenzierten Wirklichkeitskonstruktion beitragen können und ob ihren Aussagen überhaupt Gehör geschenkt wird. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass dem nicht so ist.

Im Gegenteil: es wird für und über Subalterne gesprochen, von Menschen in höheren Machtpositionen. Seien es Männer über Frauen oder Mitglieder des kolonialen Regimes über die Unterdrückten. Die eigenen Positionen, Ansichten, Auffassungen, Realitäts- und Identitätsbezüge der Menschen, die Gegenstand des Diskurses sind, werden nicht zugelassen oder nicht gehört und finden somit keinen Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs (vgl. hierzu ausführlicher: Nandi, 2012: 121-130). ‚The Subaltern cannot speak‘ ist also die Antwort auf die von Spivak rhetorisch gemeinte Frage. Sie werden stimmlos und damit unsichtbar gemacht. Denn wenn man im Sinne der Diskurstheorie davon ausgeht, dass gesellschaftlicher Diskurs Wirklichkeit und Realität schafft, subalterne Randpositionen aber keine Beachtung in diesem Diskurs finden, dann existieren die marginalisierten Positionen und die Menschen, die sie vertreten, in dieser, von der Mehrheits-, beziehungsweise Dominanzgesellschaft konstruierten und durch den öffentlichen Diskurs wahrgenommenen, Wirklichkeit nicht. Die Effekte dieser ausgrenzenden Sprach- und Zuschreibungspraxen sind also fatal!

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Differenzkategorien und essentialisierende sowie kulturalisierende Zuschreibungen innerhalb des kolonialen Regimes und bezüglich dessen Nachwirken aus einer postkolonialen Perspektive als Mechanismen verstanden werden, die dazu dienen, machtvolle und von Dominanz und Unterdrückung geprägte Verhältnisse herzustellen und aufrechtzuerhalten. Essentialismen und Naturalisierungen werden dekonstruiert, um Machtstrukturen abzubauen (Zum Zusammenhang zwischen Dekonstruktion und dem Abbau dominanter Machtverhältnisse, siehe Kapitel 1.2).

Alle drei der vorgestellten Theoretiker*innen beschäftigten sich mit Be- und Zuschreibungen, kolonialer, beziehungsweise postkolonialer Diskurse, und damit verbundenen ausgrenzenden Effekten. Alle drei gehen auf bestimmte Aspekte des Different-machens ein. Gayatri C. Spivak prägte in diesem Zusammenhang den Terminus ‚Othering‘. Othering ist zu verstehen als der Mechanismus, welcher Individuen oder auch kulturelle Praktiken erst als solche beschreibt und markiert, dann als das Andere, Fremde, Abweichende kennzeichnet und somit, im Gegensatz zu einer positiv konnotierten Norm, abwertet. Dieses Konzept, beziehungsweise dieser Mechanismus, ist für den migrationspädagogischen Kontext von besonderer Bedeutung und wird im nachfolgenden Kapitel eingehend dargestellt.

1.4 Othering

Der Begriff Othering ist nicht eindimensional zu erklären. Es handelt sich dabei um ein empirisches Phänomen, welches allerdings auf unterschiedliche Theorierichtungen zurückgreift. Seinen Ursprung hat das Konzept in postkolonialer Theoriebildung, rekuriert jedoch auch auf poststrukturalistische und dekonstruktivistische Ansätze und wurde später auch in anderen Fachrichtungen wie rassismuskritischen und migrationspädagogischen Kontexten aufgegriffen. Als solches benannt und ausgearbeitet wurde Othering erstmals 1985 von Gayatri C. Spivak. Es handelt sich hierbei um die Konstruktion des ‚Anderen‘, um einen Prozess des ‚Different-Machens‘. Wie schon aufgezeigt wurde, erfolgt diese Konstruktion vor dem ‚Hintergrund hierarchischer und asymmetrischer Differenzordnungen und gewaltförmiger Macht- und Herrschaftsverhältnisse‘ (Riegel, 2016: 52) und trägt zu deren Legitimation und Aufrechterhaltung bei. In dieser Konstruktion sind Festschreibungen, Ausgrenzungsmechanismen und Unterwerfungstendenzen beinhaltet (vgl. ebd.). Naika Foroutan und Dilek Ikiz beschreiben Othering – mit Rekurs auf die durch Mecheril geprägten Begrifflichkeiten – als den Mechanismus, welcher der Herstellung von Grenzziehungen entlang natio-ethno-kultureller Zugehörigkeiten zugrunde liegt (vgl. Foroutan/Ikiz, 2016:142). Christine Riegel spricht an dieser Stelle nicht nur von einem, sondern von mehreren unterschiedlichen Mechanismen, welche letztendlich in einer Konstruktion des (gegenüber der Norm oder des Normalen) abweichenden, als minderwertig gekennzeichneten und auszugrenzenden ‚Anderen‘ münden. Dies ist zu verstehen als: „Wirkmächtige Verschränkung von hegemonialen alltäglichen, fachlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen und Bildern, [die] mit Mitteln der Zuschreibung, Essentialisierung und Repräsentation eine bestimmte Gruppe erst als solche, dann als die Andere diskursiv hervor[bringt] und identitär fest[schreibt]“ (Riegel, 2016: 52).

Ein interessanter Aspekt von Otheringprozessen, welcher in diesem Zitat deutlich wird, ist, dass es sich um ein Wechselspiel aus Subjektivierung und Objektivierung handelt. Subjektivierungsprozesse, wie das Hervorbringen und Aufrufen des*/der* ‚Anderen‘, auf der einen Seite stehen einer Objektivierung, beispielsweise in Form von Zuschreibungen, Festschreibungen und Ausgrenzung,

gegenüber. Es handelt sich beim Othering um einen Prozess, welcher auf einem ‚binären Codierungssystem‘ beruht. Einem System, welches mit Gegensatzpaaren arbeitet, die nicht gleich bewertet werden (weiblich/männlich, homosexuell/heterosexuell, schwarz/weiß, mit Migrationshintergrund/ohne Migrationshintergrund, mit Behinderung/ohne Behinderung usw.). Nur über die Definition des Anderen, kann das Eigene definiert werden (vgl. Riegel, 2016: 52). Das ‚Fremde‘, ‚Andere‘ dient als Bezugspunkt des Eigenen.

„Mit dem VerÄnderungsprozess sind Bewertungen sowohl für das Eigene als auch für das Andere verbunden. In einer binären Unterscheidungspraxis, in der das Eigene als Referenzpunkt dient, unbenannt und unmarkiert bleibt, wird das kulturell beziehungsweise ‚ethnisch‘ Andere als Abgrenzung dazu als unnormale und minderwertig markiert und repräsentiert“ (Foroutan/Ikiz, 2016: 142).

Durch diesen Mechanismus der machtvollen Bezeichnungs- und Abgrenzungspraxis werden Zugehörigkeiten verhandelt, beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, wie der Mehrheitsgesellschaft. Wie weiter oben schon angesprochen wurde, ist ein wesentliches Moment der kritischen Analyse von Otheringprozessen, nicht nur auf die Differenzkonstruktionen, sondern auch auf die Konstruktion des ‚Normalen‘ hinzuweisen. Die Norm wird selten benannt, konstruiert sich aber aus der Negation des ‚Anderen‘, ‚Fremden‘ und wirkt hegemonial. Alles was das ‚Andere‘ ist, ist das ‚Normale‘ nicht (und vice versa). Michel Foucault spricht sogar von Normalisierung als „eine[s] der größten Machtinstrumente“ (Foucault, 1977: 238f, zit. nach Riegel, 2016: 32) der modernen Zeit. Er führt weiter aus: „An die Stelle der Male, die Standeszugehörigkeit und Privilegien sichtbar machten, tritt mehr und mehr ein System von Normalitätsgraden, welche Zugehörigkeit zu einem homogenen Gesellschaftskörper anzeigen, dabei jedoch klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken“ (ebd.).

Übertragen auf das Beispiel der Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft heißt das, dass nicht nur eine konkrete Vorstellung darüber hergestellt wird, was oder wer nicht zu dieser Mehrheitsgesellschaft gehört, im Umkehrschluss wird dadurch auch festgelegt wer oder was dazugehört. Somit wird implizit eine ‚Eigengruppe‘ konstruiert, die den Anschein macht, homogen und durch gemeinsam geteilte

Normen und Werte verbunden zu sein. Dadurch tritt in den Hintergrund, dass auch die Mitglieder dieser ‚Mehrheitsgesellschaft‘ große Unterschiede bezüglich ihrer Wertevorstellungen, Lebensweisen, Identitätsbezüge usw. aufweisen. Diese Individualität und Vielfältigkeit innerhalb der Gruppe wird aber durch die Konstruktion eines vermeintlich verbindenden ‚Wir‘ negiert.¹¹

Die Absicherung hegemonialer Machtverhältnisse geht meist einher mit einem Mechanismus, der bestimmte Differenzordnungen in den Vordergrund, andere in den Hintergrund stellt oder ignoriert. Dadurch können Otheringprozesse erst richtig wirksam werden. Einige Differenzordnungen sind im Kontext von Otheringprozessen also wirkmächtiger als andere. Deutlich wird das beispielsweise bei Kulturalisierungsprozessen, bei welchen die kulturelle Herkunft und Position eines Menschen als prägendes und aussagekräftigstes Merkmal bezüglich der Identität und des Verhaltens einer Person angesehen wird.

„[A]ndere Momente, wie soziales Geschlecht, Bildung, sozioökonomischer Status oder Klassenzugehörigkeit, aber auch das Vermögen von Subjekten, ein kritisches und absetzendes Verhältnis zu ihrer kulturellen Herkunft und den sie prägenden Einflüssen zu etablieren, treten demgegenüber weitgehend oder ganz in den Hintergrund“ (Mecheril, 2004: 103).¹²

Um also ein differenziertes Bild bezüglich der jeweiligen ausgrenzenden und/oder normalisierenden Prozesse zu erhalten und diese entsprechend analysieren zu können, ist ein *profunder* Blick auf eben diese notwendig. Das heißt, dass sowohl das Zusammenwirken von ‚Hervorheben‘ und ‚in den Hintergrund Rücken‘ von Differenzkategorien als auch die impliziten Normalitätskonstruktionen (und deren

¹¹ Solche Prozesse der Konstruktion eines – hauptsächlich auf nationale Identitätsbezüge rekurrierenden – ‚Wir‘, wurden unter dem Stichwort Nationbuilding näher untersucht. Auf dieses Phänomen kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit allerdings leider nicht weiter eingegangen werden (zu diesem Thema ein- und weiterführend: Andersen, 2005: Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts).

¹² Hierauf wurde in der vorliegenden Arbeit schon Bezug genommen (siehe: ‚Exkurs: natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit(sordnung)en‘). In Kapitel 2.3 ‚Kritik an kulturalisierenden Tendenzen im Kontext ‚Interkultureller Pädagogik‘“ wird das Phänomen noch einmal aufgegriffen und eingehender behandelt.

Funktionen bezüglich der Absicherung hegemonialer Strukturen), im jeweiligen Kontext betrachtet werden müssen (vgl. Riegel, 2016: 52-59).¹³

Dekonstruktivistische, postkoloniale und rassismuskritische Ansätze erfahren in Studien und der Praxis Sozialer Arbeit aber bisher leider nur wenig Aufmerksamkeit. Es bleibt zu hoffen, dass sich dies ändert, denn vor allem für die Soziale Arbeit – als „Arbeit mit den „Anderen““ (Kessl/Plößer, 2010) – ist die Untersuchung von Othering-Prozessen von großer Bedeutung und sollte unbedingt kritisch beleuchtet werden, um die eigenen Verstrickungen in Differenzkonstruktionen sowie hegemoniale Macht- und Dominanzverhältnisse analysieren und auflösen zu können. Wo und wie genau Differenzordnungen im migrationspädagogischen Kontext wirksam werden, wird in Kapitel 2 noch näher erläutert. Zuerst einmal wird aber auf die schon häufiger genannten Begriffe Migrationsgesellschaft und Migrationspädagogik eingegangen.

1.5 Migrationsgesellschaft

Auch wenn die aktuelle mediale Berichterstattung den Eindruck erwecken könnte, ist Migration kein neues Phänomen, im Gegenteil: man kann sie als „festen Bestandteil der Kulturgeschichte der Menschheit“ (Han, 2016: 5) betrachten. Migrationsbewegungen können sich sowohl innerhalb eines Landes (Binnenmigration), über Landesgrenzen hinweg, oder transkontinental vollziehen. Die für solche Wanderungsbewegungen ursächlichen Faktoren gestalten sich sehr unterschiedlich aus und können kultureller, politischer, wirtschaftlicher, ökologischer oder ethnischer Natur sein (vgl. ebd.). Durch ihren multikausalen Charakter ist es schwer, zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration zu

¹³ Hinweis: Verbindung zu Intersektionalitätsansätzen. Hierbei geht es nicht vordergründig um Differenzkonstruktionen oder den Prozess des Othering, sondern eher um eine Perspektivenerweiterung. Der Analyseschwerpunkt wird hierbei auf das Zusammenwirken von Diskriminierungstendenzen verschiedener Kategorisierungen gerichtet, diese sind nicht additiv zu verstehen, sondern als sich überlagernde Unterdrückungsformen. Es geht um Verschränkungen (intersection = Kreuzung) von verschiedenen Unterdrückungs- und Ungleichheitsverhältnissen (vgl. Riegel, 2016: 41). Diese Kritikrichtung macht darauf aufmerksam, dass Diskriminierung infolge exkludierender Zuschreibungen nicht nur auf eine Kategorie bezogen sein kann, sondern eben auf ein Zusammenwirken mehrerer Kategorien, dass unterschiedliche Herrschafts- und Machtverhältnisse gleichzeitig wirken und ineinander verwoben sind. Demnach wird eine schwarze Frau, die Diskriminierung erfährt, also nicht als Person of Color *und* als Frau diskriminiert, sondern als *schwarze Frau*.

unterscheiden. Ein klassischer Erklärungsansatz der dieses Phänomen aber zumindest analytisch einteilt, ist das Modell von Push- und Pull-Faktoren (vgl. ebd.: 12) Unter Push-Faktoren versteht man Faktoren, welche die Menschen dazu bewegen, ihre Heimat zu verlassen (zum Beispiel Krieg, politische Verfolgung oder Naturkatastrophen), während Pull-Faktoren zur Immigration in ein anderes Land anregen (zum Beispiel durch ein stabiles politisches System oder gute Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen) (vgl. ebd.: 13). Diese Einteilung hilft, wie schon angedeutet, einer theoretischen, beziehungsweise analytischen Differenzierung der Migrationsgründe, in der Realität ist eine solche Unterscheidung allerdings meist nicht so eindeutig auszumachen, oft führt eine Mischung unterschiedlichster Faktoren dazu, dass Menschen ihr Heimatland verlassen. Aufgrund der oben aufgeführten Pull-Faktoren, wie beispielsweise stabile politische Systeme und gute Arbeitsbedingungen, sind häufig wohlhabende, industriekapitalistische Gesellschaften, also Länder des globalen Nordens, Ziel von Migrant*innen.¹⁴ Auch Deutschland hat eine langjährige Migrationsgeschichte, die nicht erst mit der Anwerbung von Gastarbeiter*innen im Nachkriegsdeutschland der 1950er und 60er Jahre begann, obschon die öffentlich-politische Anerkennung dieser Tatsache erst sehr spät erfolgte oder sogar explizit bestritten wurde. Bis in die späten 1990er Jahre hieß es, Deutschland sei kein Einwanderungsland und erst ab den 2000ern wurde in offiziellen Dokumenten von Deutschland als Einwanderungsland gesprochen (vgl. Foroutan/Ikiz, 2016: 138). Während der öffentliche Diskurs sich begrifflich langsam der gesellschaftlichen Realität angenähert hatte, entwickelte sich der wissenschaftliche Fachdiskurs ebenfalls weiter. Paul Mecheril beispielsweise plädiert für den durch ihn geprägten Begriff Migrationsgesellschaft. Während Einwanderungsland, beziehungsweise Einwanderungsgesellschaft, ein relativ eng gefasster Begriff ist, der lediglich darauf Bezug nimmt, dass Menschen von einem Ort zu einem anderen migrieren, ist der Terminus Migrationsgesellschaft deutlich weiter gefasst, da er sich auf die durch Wanderungsprozesse ausgelösten gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesse bezieht (vgl. Foroutan/Ikiz, 2016: 138). Demnach ist Migration ein Phänomen, das nicht nur in einzelnen Bereichen gesellschaftlichen Zusammenlebens von Bedeutung ist, sondern Gesellschaft in

¹⁴ Wobei die Zahlen zu Migration und Flucht außerhalb Europas zahlenmäßig viel bedeutender sind, vgl. hierzu z.B.: bpb, 2018: Zahlen und Fakten Globalisierung. Flucht und Vertreibung)

ihren Strukturen und Prozessen in ihrer Gänze verändert und somit auch gesamtgesellschaftlich zu behandeln ist.

„In dieser Sicht wird Migration positiv verhandelt, da sie einen bedeutenden Motor für gesellschaftliche Veränderungen und Modernisierungsprozesse darstellt. Auf der anderen Seite führen Migrationsprozesse allerdings auch dazu, dass das schon Bestehende und Bekannte in Abgrenzung zu dem Neuen und Fremden in Form des/der Migrant_in bestätigt und modifiziert wird“ (Foroutan/Ikiz, 2016: 138).

Dieser analytische Terminus nimmt sich also einer gesellschaftlichen Wirklichkeit an, die gekennzeichnet ist durch (reguläre und/oder irreguläre) Ein- und Auswanderung sowie Pendelmigration. Eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die einhergeht mit der Vermischung von Sprachen und kulturellen Praktiken sowie der Entstehung von hybriden Identitäten und neuen Ethnizitäten, die aber auch gekennzeichnet sein kann durch Fremdheitskonstruktionen und Prozesse eines alltäglichen Rassismus. Es ist wichtig auf diesen letztgenannten Aspekt hinzuweisen, damit nicht der Eindruck entsteht, durch die Begriffserweiterung allein hätte ein Aufweichen von Grenzziehungen und Differenzkonstruktionen entlang natio-ethno-kultureller Zugehörigkeiten stattgefunden. Auch ein erweiterter, gesamtgesellschaftlicher Blick auf Migration löst das Phänomen nicht aus seiner Einbettung in Differenz- und Dominanzverhältnisse, immer noch (oder gerade aufgrund einer Diversifizierung der Gesellschaft) finden Aushandlungsprozesse bezüglich Zugehörigkeiten, beziehungsweise Nicht-Zugehörigkeiten statt, immer noch werden Grenzen gezogen, immer noch werden Differenzen konstruiert, reproduziert, aufrechterhalten und tragen somit zu Exklusionsverhältnissen bei (vgl. ebd.: 139). Veranschaulicht werden soll ein solcher Prozess der Grenzziehung am Begriff ‚Mensch mit Migrationshintergrund‘. Es ist zu beobachten, dass sich vor dem Hintergrund einer heterogenen, diversen Gesellschaft nationale Identitätsbezüge wandeln und neu justieren. Die Aushandlungsprozesse, denen Kategorien wie ‚Deutschsein‘ unterliegt, laufen jedoch meist nicht konfliktfrei ab. Immer mehr Menschen, deren Vorfahren noch nicht immer in Deutschland gelebt haben, bezeichnen sich selbst als deutsch. Entweder weil sie tatsächlich die deutsche Staatsbürgerschaft erworben haben, oder weil sie in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und möglicherweise zu

dem Land, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzen, keinerlei Bezug haben. Diese ‚neuen‘ nationalen Identitätsbezüge stoßen nicht überall auf Verständnis. „‚Ausländer*innen‘, ‚Migranten*innen‘ oder ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ sind weiterhin die gängigsten Bezeichnungen für all jene, die aufgrund ihres Aussehens oder ihres anders klingenden Namens als nicht-deutsch wahrgenommen werden, unabhängig davon, wie lange sie schon in diesem Land leben oder ob sie überhaupt jemals nach Deutschland migriert sind“ (Foroutan, 2015). Mit der Bezeichnung ‚mit Migrationshintergrund‘ geht keinerlei rechtliche Besonderheit einher, diese ist aber mit Spekulationen und Emotionen aufgeladen und wird in Statistiken häufig als eigene Kategorie verwendet. Die Personen, die nach 1949 nach Deutschland kamen, sowie deren Kinder und Kindeskiner, unabhängig davon ob die betreffenden Personen einen deutschen Pass haben oder nicht oder in Deutschland geboren sind oder nicht (zumindest ab der 2. Generation), werden als Menschen mit Migrationshintergrund bezeichnet. Es reicht aus, dass ein Elternteil Migrationshintergrund hat, um diesen Titel vererbt zu bekommen (Statistisches Bundesamt, 2018).¹⁵ Als statistische Größe ist diese Bezeichnung erstmal nicht unbedingt konfliktbehaftet, aber sie macht eine Unterscheidung in ‚richtige‘ Deutsche und Personen, die scheinbar ‚nicht wirklich‘ deutsch sind, möglich. Es wird eine Grenze gezogen, deren Effekt es ist, Menschen trotz ihres deutschen Passes eine Sonderstellung zuzuweisen. Es bleibt die Frage offen, ob die Bezeichnung als Mensch mit Migrationshintergrund nach der dritten Generation aufhört, oder ob die Tendenz weitergeht, jede nachfolgende Generation der nach 1949 nach Deutschland eingewanderten Personen mit in die Definition aufzunehmen, um eine Grenze deutlich zu machen, die defacto eigentlich gar nicht existiert. „Die empirische Realität ist also noch nicht in eine narrative Neudeutung übergegangen, in welcher das Deutsche selbstverständlich als heterogen und plural wahrgenommen wird“ (Foroutan, 2015).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Begriff Migrationsgesellschaft insofern eine produktive und hilfreiche Perspektivenerweiterung in Bezug auf soziale Prozesse darstellt, als Migration als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen

¹⁵ Diese Definition lässt den Eindruck einer relativen Willkürlichkeit entstehen, da nicht erläutert wird, warum die Bezeichnung von Menschen als ‚mit Migrationshintergrund‘ erst nach 1949 eingeführt wurde. Migration gab es auch schon vorher in Deutschland.

betrachtet wird und somit alle Aspekte der Migration und der mit ihr verbundenen Veränderungen beschrieben und analysiert werden können. Was der Begriff allerdings nicht leisten kann, ist eine Auflösung von Diskriminierungs- und Dominanzverhältnissen. Zugehörigkeitsgrenzen können aber immerhin infrage gestellt werden. An dieser Stelle sollte darauf hingewiesen werden, dass Sprache allein, beziehungsweise bestimmte Begrifflichkeiten, selten die Gesellschaft als solche transformiert. Dennoch kann sie einen nicht unerheblichen Teil zu gesellschaftlichen Veränderungen beitragen, als mit ihr auf Unstimmigkeiten und Missstände hingewiesen werden kann und durch sie veränderte (weniger diskriminierende, weniger hierarchische) Realitäten denkbar, sagbar und im besten Falle umsetzbar gemacht werden können. Die Herausforderung der Migrationsgesellschaft wird es sein, Diskriminierungsmechanismen zu unterbinden, die sich nicht nur auf Neuzuwander*innen, sondern auch auf die Nachkommengeneration (also in Deutschland geborene Menschen) auswirken (vgl. Foroutan/Ikiz, 2016: 148). Mit solchen Diskriminierungs- und Ausgrenzungsmechanismen und vor allem mit der Frage wie damit umzugehen ist, beschäftigt sich die Migrationspädagogik, deren zentrale Inhalte und Forschungsfragen im Folgenden näher erläutert werden. Wichtig ist dabei der Fokus auf die Soziale Arbeit und ihre Verstrickungen in ebenjene Ausgrenzungsmechanismen.

1.6 Migrationspädagogik

Anders als der Begriff vermuten lässt, geht es bei Migrationspädagogik nicht darum, mit Migrant*innen in einer besonderen Art und Weise pädagogisch umzugehen, es geht nicht darum Migrant*innen zu erziehen oder zu verändern: „Migrationspädagogik ist keine ‚MigrantInnenpädagogik‘!“ (Mecheril, 2015: 35). Migrant*innenpädagogik zählt eher zu den ‚ausländerpädagogischen‘ Konzepten, welche an dieser Stelle allerdings noch nicht erläutert werden, sondern erst im nachfolgenden Kapitel unter dem Stichwort ‚Differenzkonstruktionen und Otheringprozesse in migrationsspezifischen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit‘. Was aber ist Migrationspädagogik dann, wenn keine Migrant*innenpädagogik? Dies soll im Folgenden erörtert werden. Migrationspädagogik im Sinne Paul Mecherils ist eng verknüpft mit den Vorstellungen zur Migrationsgesellschaft, die

im vorherigen Kapitel dargestellt wurden. Migrationspädagogik nimmt die unterschiedlichen, durch Migrationsbewegungen ausgelösten Prozesse in den Blick. Sie beschreibt und analysiert „Prozesse der Pluralisierung und der Vereinseitigung, der Differenzierung und der Ent-Differenzierung, der Segregation und der Vermischung des Sozialen“ (ebd.: 37). Hierbei geht es vor allem um hegemoniale Unterscheidungsschemata und -praxen, die einer Trennung zwischen einem natio-ethno-kulturellen ‚Wir‘ und ‚Nicht-Wir‘ zugrunde liegen und welche Möglichkeiten der Veränderung es bezüglich dieser Differenzkonstruktionen gibt (vgl. Mecheril, 2015: 37). Da Migrationspädagogik Migrationsprozesse als Ganzes betrachtet, sind auch die Forschungsfragen, mit welchen sie sich beschäftigt, sehr breitgefächert. Es werden sowohl Differenz- und Zugehörigkeitsverhältnisse an sich, als auch deren Auswirkung auf das gesellschaftliche Miteinander untersucht. Dabei können auch pädagogische Institutionen sowie pädagogisch Handelnde Gegenstand der migrationspädagogischen Forschung sein, vor allem im Hinblick auf deren Zutun bezüglich Konstruktion, Reproduktion, Legitimation und Aufrechterhaltung aber auch deren Möglichkeit der Thematisierung, Kritik und Veränderung von diskriminierenden Unterscheidungspraxen. Auf diesen Aspekt, dass auch Organisationen und Professionelle, die sich einer interkulturellen Handlungsweise verschrieben haben, häufig zu Diskriminierung und Ausgrenzung beitragen, wird im folgenden Kapitel noch näher eingegangen. In der Migrationspädagogik geht es

„um die Untersuchung der lokalen Hervorbringungen von Unterschieden (zum Beispiel in einer Schule), und es geht um die Analyse allgemeiner diskursiver Praxen, (bildungs-)politisch-rechtlicher Regelungen und sozio-ökonomischer Verhältnisse. Im Aufeinanderbezug dieser beiden ‚Analyseebenen‘, in der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen situierten Praxen und allgemeiner Strukturen der Hervorbringung von Differenzverhältnissen und Zugehörigkeitsordnungen findet Migrationspädagogik ihren zentralen Gegenstand“ (ebd.: 45).

Migrationspädagogische Forschung beschäftigt sich allerdings nicht nur mit negativen Folgen von Diskriminierungsmechanismen und Unterscheidungspraxen, sie untersucht auch, wie Menschen in einer Migrationsgesellschaft konstruktiv mit den Herausforderungen instabil gewordener Identitätsbezüge umgehen. Sie

untersucht, wo hegemoniale und somit machtvolle, meist diskriminierende Zugehörigkeits- und Differenzzusammenhänge problematisiert, vielleicht sogar skandalisiert werden und wie konstruierte Grenzen somit verändert werden (können) (vgl. ebd.).

„Einer vom Motiv der Kritik mobilisierten Migrationspädagogik geht es erstens um Analyse migrationsgesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen, jener Strukturen, die Menschen im Hinblick auf die Möglichkeit einer freieren Existenz behindern, ihre Würde einschränken und sie entmündigen, und zweitens richtet sich kritische Migrationsforschung auf Subjektivierungs- und Bildungsprozesse unter Bedingungen dieser Strukturen“ (Mecheril, 2015: 47).

Das Motiv der Kritik, wie es hier genannt wird, beinhaltet auch, dass Begriffe, Aussagen, Forschungsergebnisse zwar durchaus ernst zu nehmen sind, aber dennoch weiterhin hinterfragt werden sollen und somit kritikfähig bleiben. Mit einer migrationspädagogischen Perspektive lässt sich auf Missstände und Unstimmigkeiten hinweisen, Kritik üben, Forschungsgegenstände untersuchen und Gesellschaftsanalysen erläutern, es handelt sich aber keineswegs um eine Doktrin, die keine kritischen Nachfragen zulässt. Um dies zu gewährleisten, „bedarf [es] der fortwährenden begrifflichen Vergewisserung und empirischen Auseinandersetzung“ (ebd.) gesellschaftlicher Phänomene in der Migrationsgesellschaft (ebd.).

Aus unterschiedlichen Gründen können Migrationsphänomene und Soziale Arbeit nicht unabhängig voneinander gedacht werden. Einerseits ist Migration ein Phänomen, welches die Gesellschaft in ihrer Gänze beeinflusst, gestaltet und verändert. Somit hat sie Auswirkungen auf alle Teilbereiche, Organisationen und Mitglieder der Gesellschaft und beeinflusst demnach auch sozialarbeiterisches Handeln, da Soziale Arbeit in die Gesellschaft eingebunden ist und nicht isoliert von dieser existiert. Andererseits spielt Soziale Arbeit eine ganz konkrete Rolle im Migrationskontext, zum Beispiel durch die Institutionalisierung einer sozialarbeiterischen ‚Migrant*innenarbeit‘. Mecheril zählt Soziale Arbeit neben der Institution Schule zu dem anderen großen pädagogischen Handlungsfeld der Bearbeitung von Differenz und Heterogenität in der Migrationsgesellschaft (vgl. ebd.). Somit scheint nicht nur eine Notwendigkeit darin zu bestehen, konkrete und

spezifische Konzepte, Theorien und Handlungsanweisungen auszuarbeiten, um den Ansprüchen einer migrationsgesellschaftlichen Realität gerecht zu werden. Im Sinne einer macht- und rassismuskritischen sowie diskriminierungssensiblen Sozialen Arbeit ist es zudem opportun, dass sich die Disziplin mit dem eigenen Eingebundensein in Differenzkonstruktionen und ihren negativen Konsequenzen im Kontext einer migrationspädagogischen Handlungspraxis auseinandersetzt, diese kritisiert und Möglichkeiten entwickelt, dem entgegenzuwirken.

Eine migrationspädagogische Analyseperspektive bietet eine ideale Verknüpfungsmöglichkeit zwischen den theoretischen Ausführungen im ersten Kapitel dieser Arbeit und einem praktischen Bezug zu sozialarbeiterischen Handlungsfeldern. Sie kann als Handwerkszeug verstanden werden, um – die theoretischen Bezüge berücksichtigend – mit empirischen Phänomenen umzugehen und somit die Verwobenheit Sozialer Arbeit in die Konstruktion von Differenzen (vor allem bezüglich natio-ethno-kultureller Zugehörigkeiten) zu untersuchen, zu beschreiben und zu kritisieren. Ziel des folgenden Kapitels wird es sein, zu zeigen, wo und wie Differenzkonstruktionen in migrationspezifischen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit wirksam werden und warum auch als interkulturell offen angelegte Konzepte zu Diskriminierung und Ausschließung bestimmter Menschen führen, wo also die Soziale Arbeit selbst zur Legitimierung und Aufrechterhaltung von machtwirksamen Grenzen zwischen Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen beiträgt.

2 Differenzkonstruktionen und Otheringprozesse in migrationspezifischen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit

Um die auf den vorangegangenen Seiten erläuterten theoretischen Ausführungen bezüglich Differenzkonstruktionen und Otheringprozessen in einem etwas praxisbezogeneren Kontext zu veranschaulichen, wird im folgenden Kapitel auf die Bedeutung der Konstruktion des ‚Anderen‘ in spezifischen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit eingegangen. Zum Teil wurde auch schon in den vorherigen Kapiteln ein Bezug von Differenzkonstruktionen und Migrationsgesellschaft, beziehungsweise sozialarbeiterischer Praxis hergestellt, beispielsweise bei der

Ausführung bezüglich der Migrationssozialarbeit oder der Kritik am Begriff ‚mit Migrationshintergrund‘. In den folgenden Abschnitten soll auf diese Prozesse noch näher, beziehungsweise mit anderen Beispielen eingegangen werden. Wie weiter oben schon angedeutet, sind Otheringprozesse und Differenzkonstruktionen für die meisten Arbeitsfelder Sozialer Arbeit von großer Bedeutung, also nicht nur im Kontext von Migration. Paul Mecheril spricht sogar von der Handlungspraxis Sozialer Arbeit, als „historisch wechselnde Fokussierung staatlicher und sozialarbeiterischer Aufmerksamkeit auf bestimmte ‚Andere‘“ (Mecheril, 2015: 26) und führt weiter aus, dass eine Differenzordnung Voraussetzung sozialarbeiterischen Handelns ist, dass Soziale Arbeit sogar immer wieder aktiv zur Reproduktion und Aufrechterhaltung von Differenzen beiträgt, um das eigene Handeln weiterhin legitimieren zu können (vgl. ebd.: 26f). Dies wird besonders deutlich, wenn man sich die Normierungs- und Normalisierungsfunktion Sozialer Arbeit anschaut. Hierbei zeigt sich in allen Praxisfeldern das Bestreben, Menschen dahingehend zu unterstützen, einer gesellschaftlich gesetzten Norm zu entsprechen. Zum Beispiel wird versucht, eine Person, die schon lange arbeitslos ist, in den Arbeitsmarkt zu integrieren (Lohnarbeit als gesellschaftliche Norm).¹⁶

Eine Differenzordnung als Voraussetzung sozialarbeiterischen Handelns trifft auch auf den migrationsspezifischen Praxisbereich Sozialer Arbeit zu. Die vorhandene Differenzordnung, also die Unterscheidung zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen und deren Kennzeichnung als normabweichend, lässt eine sozialarbeiterische Intervention diesbezüglich, zum Beispiel in Form von

¹⁶ Lohnarbeit gilt (in einer neoliberalen, kapitalistischen Gesellschaft, wie sie gerade existiert) als einziges adäquates Mittel zur (Re-)Integration von Menschen in die Gesellschaft. Hierbei wird selten ursächlich nach den Problemen bezüglich der Arbeitslosigkeit geschaut (eventueller Jobverlust durch psychische Belastung aufgrund von Ausbeutung oder Überbelastung), somit scheint es auch nicht notwendig sich mit einer Reform von Arbeitsverhältnissen zu befassen (Arbeitszeitverkürzung, angemessene Löhne usw.). Das Individuum hat sich dem System anzupassen und nicht umgekehrt. Das doppelte Mandat Sozialer Arbeit ist gekennzeichnet durch eine Wechselwirkung aus Hilfe und Kontrolle. Menschen, die von der gesetzten gesellschaftlichen Norm abweichen, und somit von Ausgrenzungen betroffen sind, werden normalisierend unterstützt, anstatt die Norm dahingehend zu hinterfragen und zu verändern, dass die vorherige Abweichung keine solche mehr darstellt und sich so auch keine Exklusionsmechanismen anschließen können. Es wird also deutlich, eine Kennzeichnung des Abweichenden findet auch in anderen nicht-migrationsspezifischen gesellschaftlichen Teilbereichen statt. Wobei an dieser Stelle darauf hingewiesen sei, dass sich Soziale Arbeit als Beruf und als moderne Profession originär aus der Arbeit mit Einwander*innen in US-amerikanischen Wohnvierteln entwickelte. Soziale Arbeit mit Migrant*innen war also mit eines der ersten Praxisfelder (vgl. Hamburger, 2016: 252).

Integrationsbestrebungen, legitim erscheinen. Doch auch hier wird nicht die konstruierte Norm (eine nicht-migrantische, weiße Gesellschaft) bezüglich ihrer Exklusionsmechanismen befragt, oder in Richtung einer, die gleichwertigen Unterschiede der gesellschaftlichen Realität, anerkennenden Norm verändert. Es werden eher normangleichende, assimilierende Maßnahmen ergriffen. Wenn dieses Vorhaben scheitert, verbleiben die zu Anderen gemachten Menschen in ihren marginalisierten Positionen. Es wird eher eine Integrationsunwilligkeit unterstellt (womit die Verantwortung der Exklusion bei den negativ Betroffenen bleibt), als danach geschaut, wie sich die Gesamtgesellschaft verändern müsste, um Ausgrenzungen entgegenzuwirken.

„Wäre Migration nicht mit der (zugeschriebenen, erfahrenen oder interaktiv hergestellten) natio-ethno-kulturellen Differenz zwischen Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen verknüpft, so wäre es nicht erforderlich, Migrationsprobleme pädagogisch in besonderer Weise zum Thema zu machen“ (Mecheril, 2015: 29).

Migration ist aber mit zugeschriebenen oder konstruierten natio-ethno-kulturellen Differenzen zwischen Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen verknüpft, deshalb konnten sich migrationsspezifische pädagogische Handlungsfelder etablieren, die einerseits versuchen die durch diese zugeschriebenen Differenzen entstandenen Ungleichheiten zu verringern und andererseits aber auch durch das Angebot migrationsspezifischer Hilfs- und Beratungsangebote die Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne ‚Migrationshintergrund‘ reproduzieren und legitimieren, also die Unterscheidung, welche sie eigentlich versuchen abzuschaffen. Wie pädagogisch auf migrationsgesellschaftliche Diversität eingegangen wurde und wird und inwiefern die Aussage zutrifft, dass Soziale Arbeit an der Herstellung und Aufrechterhaltung von Differenzen beteiligt ist, soll an der folgenden Darstellung und kritischen Analyse der Ansätze sogenannter ‚Ausländerpädagogik‘ und ‚Interkultureller Pädagogik‘ deutlich gemacht werden.

Beschäftigt man sich eingehender mit diesen zwei Ansätzen wird ersichtlich, dass zwar immer wieder von der Entwicklung der ‚Ausländerpädagogik‘ zur ‚Interkulturellen Pädagogik‘ gesprochen wird, diese aber nicht als historisch voneinander abzugrenzende Abschnitte verstanden werden können. Vielmehr

handelt es sich um Phasen mit unterschiedlichen paradigmatischen Vorstellungen bezüglich des pädagogischen Handlungsbedarfs in der Migrationsgesellschaft. Um diese unterschiedlichen Vorstellungen verstehen zu können, werden im Folgenden kurz die Charakteristika des jeweiligen Ansatzes zusammengefasst.

2.1 ‚Ausländerpädagogik‘

Hierbei handelt es sich um eine zielgruppenorientierte Praxis, die ihren Fokus ausschließlich auf Migrant*innen, bzw. Menschen mit Migrationshintergrund (also auch in der zweiten oder dritten Generation) legt. Dem Ansatz liegt die Annahme zugrunde, die zugeschriebenen Differenzen zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen als Defizite zu verstehen und diesen durch geeignete pädagogische Maßnahmen entgegenwirken zu können. Mecheril spricht in diesem Zusammenhang von paternalistischen und kompensatorischen Bemühungen, deren Ziel es ist, eine Auflösung der Differenzen durch Assimilation, also Angleichung an die Mehrheitsgesellschaft des Aufnahmelandes, zu erreichen (vgl. Mecheril, 2015: 30ff). An anderer Stelle spricht Mecheril von ‚Ausländerpädagogik‘ als „einer Art sonderpädagogischen Förderung der defizitären Anderen“ (Mecheril, 2004: 92). Dies kann am Beispiel der Sprachförderung bei Kindern und Jugendlichen ‚mit Migrationshintergrund‘ veranschaulicht werden. In wissenschaftlichen Diskursen wird häufig von einem verminderten Sprachvermögen bei Schüler*innen mit Migrationshintergrund gesprochen. Damit ist jedoch nicht ein tatsächliches Fehlen von Sprachkompetenz gemeint, die Aussagen bezieht sich eigentlich auf das Sprechen der legitimen, vorherrschenden Sprache im jeweiligen Land. Diese Unterscheidung (zwischen einem tatsächlichen Unvermögen zu Sprechen und den fehlenden Sprachkenntnissen der vorherrschenden Sprache im jeweiligen Aufenthaltsland) ist aber von großer Bedeutung, will man verhindern, dass durch abwertende Zuschreibungen diskriminierende Strukturen reproduziert werden. Wenn von fehlendem Sprachvermögen bei Jugendlichen aus Migrationsfamilien gesprochen wird, ruft das Assoziationen von verminderter Intelligenz, prekären Bildungsbedingungen und integrationsunwilligen Eltern (die nur ihre Muttersprache, nicht aber die Sprache des Aufenthaltslandes sprechen) hervor. Man könnte Bilingualität oder Mehrsprachigkeit stattdessen auch als Ressource sehen und nicht nur als Defizit

bezüglich deutscher Sprachkenntnisse. Unterschiedliche Studien belegen jedoch zudem, dass auch bei gleichen schulischen Fähigkeiten, Schüler*innen ‚mit Migrationshintergrund‘ im Bildungskontext gegenüber ‚nicht-migrantischen‘ Schüler*innen benachteiligt sind. Beispielsweise werden gleiche Testergebnisse bei migrantischen Schüler*innen tendenziell schlechter benotet, es wird bei gleichen Lese- und Rechtschreibkompetenzen öfter Sprachförderung beantragt und es werden weniger häufig Empfehlungen für das Gymnasium ausgesprochen – trotz guter Noten (vgl. hierzu unter anderem: Gomolla, 2015: 208).

Vor allem qualitative Untersuchungen zeigen, dass ursächlich für diese Entscheidungen und daraus resultierende gravierenden Unterschiede von Leistungsergebnissen migrantischer gegenüber nicht-migrantischen Schüler*innen, „alltagstheoretisch[e] defizitorientiert[e] und kulturalisierend[e] Zuschreibungen“ (Gomolla, 2015: 205) seitens des pädagogischen Fachpersonals sind. Differenzenkonstruierende Sprachakte haben also konkrete Auswirkungen auf Lebensrealitäten von Menschen. Solche kulturalisierenden und diskriminierenden Zuschreibungen sind vor allem auch deshalb so wirksam, weil sie sich im gesellschaftlichen Diskurs etabliert haben und als Erklärungsmuster nachvollziehbar und legitim scheinen.

2.2 ‚Interkulturelle Pädagogik‘

Beim Ansatz der ‚Interkulturellen Pädagogik‘ werden Unterschiede nicht als auszugleichende Defizite, sondern als nicht bewertete Differenzen gesehen. „Anderssein wird in der ‚Interkulturellen Pädagogik‘ als umfassendes Verhältnis gefasst: Im Verhältnis zueinander sind wir einander jeweils Andere“ (Mecheril, 2015: 32). Diese Perspektive ermöglicht einen Einbezug auch der Nicht-Migrant*innen und trägt der Tatsache Rechnung, dass es sich bei der Bundesrepublik Deutschland um eine Migrationsgesellschaft handelt. Folgerichtig können alle Menschen dieser Gesellschaft Adressat*innen einer migrationspädagogischen Handlungspraxis werden. Konkret könnte das heißen, dass diversitätsbewusste Ansätze so in den pädagogische Alltag miteinfließen, dass z.B. in einem Jugendzentrum nicht immer nur Jugendliche mit sogenanntem ‚Migrationshintergrund‘ als Expert*innen für das ‚Andere‘, ‚Fremde‘, ‚Exotische‘, das von der angenommenen einheitlichen kulturellen Identität der deutschen

Dominanzgesellschaft ‚Abweichende‘, erhalten müssen. Das könnte auch bedeuten, dass Unterschiede zwischen Menschen unabhängig von einer nation-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsperspektive diskutiert werden. Beziehungsweise, dass das als ‚Normalität‘ gekennzeichnete auch als soziale Konstruktion dargestellt wird und der Blick darauf gerichtet wird, dass auch das ‚Normale‘ aus einer anderen Perspektive als das ‚Andere‘ gekennzeichnet werden kann und der Zuschreibung deshalb nicht explizit hegemoniale Wertungen innewohnen müssen.

Knapp zusammengefasst könnte man sagen, dass bei ‚Ausländerpädagogik‘ das Ziel der Assimilation handlungsleitend für die pädagogische Praxis ist, während es bei ‚Interkultureller Pädagogik‘ um Anerkennung von vielfältigen Identitätsformen¹⁷ geht. Diese Anerkennung sollte in das Selbstverständnis pädagogischer Institutionen übergehen und als allgemeines Bildungsziel verfolgt werden (vgl. Mecheril, 2015: 32f).

Auch wenn ‚Interkulturelle Pädagogik‘ anerkennend und ohne Diskriminierungen mit Differenzen umgehen will, ist eine solche (anerkennende Haltung) nicht gefeit vor Kulturalisierungen und naturalisierend-diskriminierenden Aussagen und Handlungen. Eine Vielzahl an bisher entwickelten Methoden und Konzepten zum Thema ‚Interkulturelle Kompetenzen‘ sind durch ein verkürztes Verständnis von ‚Interkulturalität‘ gekennzeichnet. Ein kritischer Umgang mit Vorstellungen zu ‚kulturellen Differenzen‘ bleibt oft aus. Der Herstellungscharakter dieser Konstrukte wird nicht thematisiert (vgl. Mecheril, 2004: 106ff). Vielmehr werden Konzepte entwickelt und vorgestellt, welche – die kulturellen Unterschiede als Selbstverständlichkeit akzeptierend – eine Vielfalt an Umgangsmöglichkeiten mit diesen präsentiert. Solchen Konzepten liegt meist ein sehr starres Kulturverständnis, also die Vorstellung von (in sich und nach außen) abgeschlossenen ‚Kulturräumen‘ zugrunde. Demnach kann es durch das Erlernen bestimmter (‚interkultureller‘) Fähigkeiten zwar zu Überschneidungssituationen, in welchen man durchaus gewinnbringend voneinander lernen kann, kommen. Die Grenzen untereinander bleiben aber bestehen (vgl. ebd.:110). Um auf diese

¹⁷ Hinweis: Obwohl sich Identitätsbezüge aus vielen unterschiedlichen Kategorien zusammensetzen (soziales Geschlecht, sexuelle Orientierung, sozio-ökonomische Herkunft, politische Einstellung, Peergroup usw.), werden Begriffe wie ‚Identität‘, oder ‚vielfältige Identitätsformen‘ meist implizit auf ‚kulturelle Differenzen‘ bezogen.

Problematik aufmerksam zu machen, hat Paul Mecheril eine umfassende Kritik von kulturalisierenden Tendenzen in (vermeintlich) interkulturellen Ansätzen vorgenommen. Einige dieser Kritikpunkte sollen im folgenden Kapitel konkret benannt werden.

2.3 Kritik an kulturalisierenden Tendenzen im Kontext ‚Interkultureller Pädagogik‘

Als eine Problematik in interkulturellen Praxisfeldern nennt Mecheril die *Essentialisierung kultureller Zugehörigkeit*. Kultur, beziehungsweise kulturelle Zugehörigkeit wird häufig als naturgegeben und unveränderbar betrachtet. Mecheril spricht sich dafür aus, dass Kultur als Deutungsmuster und als konstruierte Kategorie verstanden wird. Wird dies vorausgesetzt, können Vorstellungen von kultureller Zugehörigkeit reflektiert und verändert werden (Mecheril, 2004: 115ff). „Diese Reflexion kann zwar die dominanten Differenzschemata nicht abschaffen, aber [...] über Inhalte, vor allem aber über Interaktionsformen zur Pluralisierung und Diversifizierung von Selbst- und Fremdverständnissen beitragen“ (ebd.: 117).

Es ist festzustellen, dass der Wunsch nach eindeutigen Erklärungsmustern umso größer wird, je komplexer die gesellschaftlichen Zusammenhänge werden. Durch Migrations-, Globalisierungs- und Modernisierungsprozesse haben sich gesellschaftliche Verhältnisse massiv verändert und wandeln sich stetig. Einseitige Erklärungsmuster werden der komplexen Realität also selten gerecht. Es kann nicht mehr selbstverständlich von ‚der deutschen Kultur‘ gesprochen werden, ohne dass erklärt wird, was darunter aus welcher Perspektive zu verstehen ist. Möglicherweise heißt für eine Person ‚deutsch‘ zu sein, weiß und christlich zu sein, für eine andere Person kann ‚deutsch‘ sein aber auch mehr als das bedeuten, zum Beispiel ebenso muslimisch oder schwarz zu sein. Die jeweiligen Vorstellungen bezüglich kultureller Zugehörigkeit müssen also sichtbar gemacht werden. Vor allem muss deutlich werden, dass es sich bei diesen Kategorien nicht um statische Konstrukte handelt, um diese verändern und erweitern zu können.

Wenn beispielsweise ein Stadtteilzentrum einen ‚interkulturellen Abend‘ organisiert, bei welchem die Einwohner*innen des Stadtteils kulinarische oder anderweitige Beiträge (Tanz, Musik usw.) ihrer ‚Kultur‘ mitbringen und teilen

können und sollen, ist das einerseits anerkennend und gut gemeint und wird vielleicht auch positiv an- und aufgenommen, dennoch steht dahinter ein starres Kulturverständnis von beispielsweise ‚der türkischen Kultur‘ und spiegelbildlich von ‚der deutschen Kultur‘. Es geht bei einer Kritik und Reflexion dieser Essentialisierungen bezüglich kultureller Zugehörigkeiten nicht darum, Unterschiede zu negieren, sondern anzumerken, dass eine Person, nur weil sie in der Türkei geboren ist, oder deren Großeltern aus der Türkei kommen, *nicht zwangsläufig* einem stereotypisierten Bild ‚der Türkin‘ oder ‚des Türken‘ entspricht. Es geht darum deutlich zu machen, dass Identitäts- und Zugehörigkeitsbezüge vielfältig, komplex, widersprüchlich und individuell sind, also nicht ohne weiteres generalisiert werden können.

In einem weiteren Punkt wird die *kulturalistische Reduktion sozialer Verhältnisse* genannt. Darunter ist eine verkürzte Darstellung von gesellschaftlichen Unterschieden als Konsequenz kultureller Differenzen zu verstehen. Wenn ein Differenzaspekt immer nur mit Bezug auf die ‚kulturelle Differenz‘ erklärt wird und andere Kategorien (z.B. Gender, sozioökonomischer Hintergrund, Sexualität usw.), die in einem gemeinsamen Zusammenwirken ebenfalls zur Identitätsbildung einer Person beitragen, außen vor gelassen werden, entsteht der Eindruck, dass alle Differenzen allein aus einer ‚Kulturperspektive‘ zu erklären seien (vgl. ebd.: 117f).

„Weder die ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit an sich, der sozioökonomische Status noch etwa das soziale Geschlecht definieren die Position der Einzelnen, vielmehr sind diese als perspektivabhängige und kontextspezifische, temporäre Verdichtungen in einer sozialen Landschaft zu verstehen, die durch Achsen der Ungleichheit und Ungerechtigkeit beschrieben wird“ (ebd.: 118).

Eine solche kulturalistische Reduktion findet z.B. dann statt, wenn Sozialarbeitende aggressive Verhaltensweisen eines Jugendlichen anhand seiner ‚kulturellen Herkunft‘ erklären. Somit wird eine Verbindung von diesen Verhaltensweisen zu ‚archaischen, patriarchalen Kulturen‘ hergestellt, alters- oder genderspezifische Erklärungsmöglichkeiten bleiben dabei aber unbeachtet. Dadurch entsteht der Eindruck, betreffender Jugendlicher ‚mit Migrationshintergrund‘ verhielte sich allein aufgrund des Migrationshintergrundes aggressiv. Solche Erklärungsmuster

wirken sich auf das Verständnis für die Situation oder das Verhalten des Jugendlichen seitens der Sozialarbeitenden und somit auch auf pädagogisch-unterstützende Reaktionen diesbezüglich aus. Wenn ‚kulturelle Unterschiede‘ als Erklärungsmuster für ein bestimmtes Verhalten dienen, ist eine logische Schlussfolgerung, dass sich das Verhalten verändern kann, wenn diese angenommenen ‚kulturellen Unterschiede‘ ausgemerzt werden. Dies schlägt sich dann beispielsweise in, als Assimilation missverstandenen, Integrationsbestrebungen nieder (‚kulturell Abweichende‘ haben sich der deutschen Mehrheitsgesellschaft anzupassen).

Wie die Kapitel 1.5 und 1.6 zeigen konnten, zeichnet sich die migrationsgesellschaftliche Realität nicht nur durch ‚kulturelle Differenzen‘, sondern durch eine Vielzahl an gesellschaftlichen sowie individuellen Unterschieden aus. Migrationsgesellschaftliche Differenzen mit ‚kulturellen Differenzen‘ gleichzusetzen ist demnach eine stark verkürzte Darstellung. Unterschiede bezüglich der Bildungssituation, des sozioökonomischen sowie des aufenthaltsrechtlichen Status oder des Arbeitsverhältnisses sind ebenso kennzeichnend für migrationsgesellschaftliche Differenzen und Diversität. Der komplexen Lebensrealität eines jungen Menschen wird ein solcher Umgang (wie oben beschrieben) also bei Weitem nicht gerecht und führt zu kulturalisierenden, essentialisierenden, rassialisierenden, diskriminierenden Handlungen seitens der Sozialarbeitenden.

Der nächste Punkt schließt an den vorherigen an. Hierbei wird die *Gleichsetzung kultureller Zugehörigkeit mit nationaler und ethnischer Zugehörigkeit* kritisch beleuchtet. Mecheril kritisiert die Tatsache, dass der Begriff ‚Zugehörigkeit‘ immer in Verbindung mit dem Begriff Kultur steht und plädiert für ein reflexives Verständnis von natio-ethno-kultureller Differenz und Zugehörigkeit (vgl. Mecheril, 2004: 120ff). Dieses Phänomen wurde in Kapitel 1.2 schon beschrieben und der Terminus sowohl erklärt als auch kritisiert. Um Redundanz zu vermeiden, wird an dieser Stelle von einer erneuten Ausführung abgesehen.

Kritisiert wird zudem die Fest-Stellung, also die Konstruktion des* oder der* ‚Anderen‘. Diese Otheringprozesse laufen auf unterschiedlichen Ebenen ab. Einerseits kann die Konstruktion des oder der Anderen nach exotisierenden Motiven erfolgen. Dabei wird das Bild einer „schillernden und beeindruckenden

Andersheit“ (Mecheril, 2004: 120) geschaffen, welches gleichzeitig mit der Erwartung gegenüber der oder dem Anderen verbunden ist, diesem Bild immer zu entsprechen (vgl. ebd.). Solch exotisierende Vorstellungen kommen z.B. in überraschten Aussagen wie: „Ich dachte dir, als Argentinier*in, liegt leidenschaftliches Tanzen im Blut!?“ . Andererseits kann es auch zu fremdenfeindlichen Motiven folgenden Praxen der Mehrheitsgesellschaft kommen. Hier wirken nicht exotische, sondern xenophobe Narrative, indem mit dem konstruierten Anderssein ein Bedrohungspotenzial imaginiert wird.¹⁸ Das Bedrohungspotenzial wird in dem ‚Fremden‘, ‚Unbekannten‘, in dem – von einer angenommenen mehrheitsgesellschaftlichen Norm und Vertrautheit – Abweichenden gesehen und legitimiert Exklusionsprozesse.¹⁹

Bei den ‚Anderen‘, die im Kontext von ‚Interkulturellen Kompetenzangeboten‘ zum Thema werden und die es zu verstehen gilt, „handelt es sich fast ausnahmslos um Minderheitenangehörige“ (Mecheril, 2004: 121). Migrant*innen werden als das genuin ‚Andere‘ verstanden. In diesem Zusammenhang prägte Mecheril den Begriff „Migrationsandere“ (ebd.: 122). Spiegelbildlich dazu ist auf der Seite der professionell Handelnden im Bereich ‚Interkultureller Pädagogik‘ zu verzeichnen, dass diese fast ausschließlich einer nicht-migrantischen, weißen, privilegierten Dominanzgesellschaft angehören. Migrant*innen, Personen mit Flucht- und Diskriminierungserfahrungen, Minderheitsangehörige und Marginalisierte werden in einem ‚Interkulturellen Kontext‘ häufig als hilfs- und unterstützungsbedürftige Adressat*innen, nicht aber als professionell Handelnde Sozialer Arbeit verstanden (vgl. ebd.).

Den letzten Abschnitt zusammenfassend ist festzustellen, dass es Konsens migrationsspezifischer Handlungsfelder zu sein scheint, interkulturelle Kompetenz

¹⁸ Zum Zusammenhang zwischen Sexismus und Rassismus, siehe z.B.: Kulacatan, 2016: 107-118 oder Messerschmidt, 2016a: 159-171

¹⁹ Die Legitimation dieser Exklusionsprozesse funktioniert auch deshalb so gut, weil das Konstrukt des Nationalstaates „mit seiner Abgrenzung nach außen die Fiktion schuf, dass innen sich alle vertraut und ähnlich seien. Als Basislegitimation dient irgendeine Form der ‚Volksgemeinschaft‘“ (Hamburger, 2018: 151). Die Betonung liegt hierbei auf der Fiktion einer inneren Homogenität. Tatsächlich zeichnen sich moderne Gesellschaften nämlich durch Heterogenität und nicht durch Homogenität aus, die Konstruktion dieser Vorstellung einer homogenen Nationalgemeinschaft ist also paradox.

bei Mitarbeitenden oder Adressat*innen zu fördern oder Projekte und Angebote im Rahmen einer interkulturellen Öffnung zu überarbeiten und zu erweitern. Dennoch kommt es, trotz des Versuchs interkulturell und offen für alle zu sein, in vielen Angeboten, Projekten, Beratungssituationen dazu, dass angenommene/imaginierte kulturelle Differenzen immer wieder neu konstruiert, bestätigt und reproduziert werden. Begriffe wie ‚differenzsensible Soziale Arbeit‘ oder ‚interkulturelle Öffnung‘ scheinen so dem Schicksal der Verschlagwortung anheimzufallen. Bei der Suche nach adäquaten Umgangsformen im Kontext von Fremdheit und Differenz stößt die Soziale Arbeit immer wieder an ihre Grenzen. Denn grundlegend für die Entwicklung interkulturelle Kompetenzen ist die Auseinandersetzung mit den Kategorien ‚Differenz‘ und ‚Andersheit‘. Somit ist mit der Suche nach einem adäquaten Umgang mit Differenz und Diversität immer auch die Gefahr der Reproduktion von Differenzkonstruktionen gegeben. Produktiv kann eine Auseinandersetzung mit Differenzen nur sein, wenn die sogenannte ‚interkulturelle Dimension‘ als allgemeine Dimension pädagogischen Handelns verstanden wird und nicht ausschließlich als migrationsspezifische. Ansonsten werden Ausschlussmechanismen von Differenzkategorien einfach nur fortgeführt.

So wie das Konzept ‚Interkultureller Pädagogik‘ gedacht war, sollte die gerade ausgeführte Kritik obsolet sein, da es ja einen Gegenentwurf oder zumindest eine Alternative zu den paternalistischen, kompensatorischen und diskriminierenden Tendenzen der ‚Ausländerpädagogik‘ darstellen sollte. Das zeigt, dass sich die gesellschaftlichen Strukturen nicht einfach durch neue Termini verändern lassen. Vielmehr geht es um eine ständige Reflexion von Begrifflichkeiten, hegemonialen Strukturen und Deutungshoheiten, um Prozesse des Othering zu vermeiden. Diese Erkenntnis sollte auch auf den Umgang mit dem Begriff, beziehungsweise Konzept der Migrationspädagogik übertragen werden, um die Reproduktion von Diskriminierungstendenzen in Zukunft zu vermeiden. Es geht also darum, deutlich zu machen, „wo Darstellungen ‚der Anderen‘, Verlautbarungen über ‚die Fremden‘, Repräsentationen des Nicht-Eigenen als hegemoniale Praxen wirken, weil sie ‚die Anderen‘ zu Objekten degradieren und dazu tendieren, sie in diesem Status zu halten“ (Mecheril, 2015: 49).

Das verweist auch auf das dilemmatische Verhältnis von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit, beziehungsweise die Problematik von Repräsentationen. Denn

Repräsentation bedeutet auch *für* andere zu sprechen, während den Betroffenen selbst (aufgrund ihrer inferioren Position) meist nicht ausreichend Aufmerksamkeit zuteilwird, als dass sie für sich selbst sprechen könnten. Die hegemonialen Praxen wirken also auch, wenn Diskurse zu Migration und Interkulturalität von mit Definitions- und Bildmacht ausgestatteten Nicht-Anderen und Nicht-Fremden geführt werden, während die ‚Anderen‘ nicht als Subjekte der Rede anerkannt werden. Solche Tendenzen zeigen sich auch im prozentualen Verhältnis von Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen in migrationsspezifischen Praxisbereichen Sozialer Arbeit.

Um sich dieser Problematik in konstruktiver Weise anzunehmen, muss immer wieder hinterfragt werden, wer über wen, mit welchen Effekten spricht. Das sollte sowohl gesamtgesellschaftlich in Politik und Medien passieren, als auch in konkreten Praxiszusammenhängen der Sozialen Arbeit (vgl. ebd.).

Wie den im letzten Kapitel erläuterten Prozessen im Sinne einer macht- und rassismuskritischen Sozialen Arbeit – die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Missstände zu skandalisieren, Diskriminierung zu verhindern und Machtverhältnisse abzubauen – begegnet werden kann, wird im Folgenden erläutert. Bei der Beantwortung dieser Frage, zeigt sich eine nähere Betrachtung von dekonstruktivistischen Theorieperspektiven als hilfreich. Die wesentlichen Aussagen und Hauptvertreter*innen dieser Theorierichtung wurden schon in Kapitel 1.2 vorgestellt, nun soll untersucht werden, wo ebenjene Perspektiven für die sozialarbeiterische Praxis fruchtbar gemacht werden kann, respektive wo ihre Grenzen liegen.

3 Das Verhältnis von Dekonstruktivismus und machtkritischer Sozialer Arbeit im Kontext einer migrationspädagogischen Praxis

Wie in den bisherigen Ausführungen gezeigt werden konnte, sind migrationsgesellschaftliche Arbeits- und Forschungsbereiche Sozialer Arbeit stark eingebunden in Differenzkonstruktionen. Migrationsspezifische Unterstützungsangebote (z.B. Fachdienste für Migration und Integration),

kulturalisierende Praxen in der konkreten Interaktion mit Migrationsanderen (Migrationsandere werden als Expert*innen für das Fremde, Exotische gesehen und angesprochen), aber auch Forschungsschwerpunkte (empirische Studien zum Unterschied schulischer Leistungen von Schüler*innen mit und ohne ‚Migrationshintergrund‘) tragen dazu bei, dass Kategorien festgeschrieben und konstruierte Differenzen reproduziert werden sowie Diskriminierungstendenzen und Ausschlussmechanismen bestehen bleiben. Dieses offensichtliche Eingebundensein Sozialer Arbeit in kulturrassistische Exklusionsmechanismen und asymmetrische Machtverhältnisse lässt die Notwendigkeit eines kritischen Umgangs damit deutlich werden. In Anbetracht des definierten Ziels Sozialer Arbeit, in konkreten Praxiszusammenhängen machtkritisch agieren zu wollen, scheint die Entwicklung expliziter Handlungsanweisungen diesbezüglich unbedingt geboten.

Wie in Kapitel 1.2 gezeigt wurde, liegt der Fokus dekonstruktivistischer Theorie- und Analyseperspektiven darin, den interaktiven Charakter von Kategorisierungsprozessen deutlich zu machen und somit auf wirkmächtige Zuschreibungen hinzuweisen. Durch die Anerkennung der Prozesshaftigkeit von sozialen Kategorien und einen deutlichen Widerspruch zu einer Vorstellung von Gesellschaft als statischem Gebilde ist es mit Hilfe eines dekonstruktiven Umgangs möglich, die Kategorien und so auch die damit verbundenen Macht- und Unterdrückungsstrukturen, in einem ersten Schritt zu markieren, ihre vorgegebene Naturwüchsigkeit als Illusion zu entlarven und sie dann zu verändern. Insofern bieten sich dekonstruktivistische Theorien als kritische Analyseperspektiven an, um mit den Machtstrukturen innerhalb Sozialer Arbeit reflexiv umzugehen.

Ein dekonstruktiver Umgang mit Machtverhältnissen soll sich aber nicht nur auf eine theoretisch-abstrakte Ebene und Strukturanalyse beschränken: um die diskriminierende Praxis konkret zu verändern braucht es Handlungsvorschläge.

3.1 Dekonstruktion als Haltung

Eine solche Anleitung zum sensiblen reflexiven Umgang mit Differenzen haben die Autorinnen Susann Fegter, Karen Geipel und Janina Horstbrink in ihrem Text „Dekonstruktion als Haltung in sozialpädagogischen Handlungszusammenhängen“ herausgearbeitet. Dabei verstehen sie Dekonstruktion als Haltung im Sinne einer:

„ethisch motivierte[n] soziale[n] Praxis, in der sich die entsprechenden Werte und Normen performativ vollziehen: Sie konstituiert sich aus der Anerkennung der *différance*-Bewegung als Versuch, Gerechtigkeit im Sinne einer Verantwortung gegenüber dem_der [...] Anderen walten zu lassen“ (Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 239).

Nach eingehender Darstellung der Begriffe und Theoriekonstrukte von Differenz, Dekonstruktion und einem ethischen Haltungsbegriff gehen sie konkret darauf ein, wie die Umsetzung einer dekonstruktivistischen Perspektive aussehen kann. An dieser Stelle sei noch darauf hingewiesen, dass sich Dekonstruktion als Haltung nicht auf einen spezifischen Arbeitsbereich Sozialer Arbeit beschränkt, sondern viel eher in allen Praxisfeldern sowie unterschiedlichen Teilbereichen der praktischen Arbeit zum Tragen kommen kann (vgl. Fegter, Geipel, Horstbrink: 240f). Die Autorinnen beziehen sich sowohl auf die die Adressat*innenperspektive, auf institutionelle und konzeptionelle Gegebenheiten und auf die Position der Sozialarbeitenden selbst. Des Weiteren unterscheiden sie zwischen einer dekonstruktiven Haltung *en passant*, also in konkreten Handlungs- und Praxissituationen und einer reflexiven Dekonstruktion der Verhältnisse (im Nachhinein) (vgl. Fegter/Geipel/Horstbrink, 2010: 240). Es wird also einerseits untersucht, wie eine sozialarbeiterische Praxis auszusehen hat, um Festschreibungen und Diskriminierungen durch ein bestimmtes Verhalten und Handeln vorzubeugen und andererseits, wie bereits existierende Differenzkonstruktionen und Unterdrückungs- oder Exklusionsverhältnisse aufgedeckt und dann verändert werden können. Die jeweiligen Überlegungen sollen im Folgenden ausgeführt werden.

3.1.1 Dekonstruktive Haltung *en passant*

Auf der *Ebene der pädagogisch Adressierten* kann Dekonstruktion in konkreten Handlungszusammenhängen zum Beispiel bedeuten, dass nicht ständig versucht wird, das Gegenüber festzuschreiben und klar identifizieren zu wollen, also Raum für vielfältige und auch widersprüchliche Identifikationsbezüge zu lassen (vgl. ebd.: 241). Dies kann durch offene Ansprachen und freie Artikulationsräume möglich

sein, indem beispielsweise eine Jugendliche, die ein Kopftuch trägt nicht nur als streng-gläubige Muslima – die unter patriarchalen Strukturen leidet und aufgrund einer angenommenen Unterdrückung Schwierigkeiten damit hat, aktiv für eigene Positionen einzustehen – wahrgenommen und angesprochen wird, sondern der genauso unterschiedliche und vielfältige Identifikationsbezüge (die politische Einstellung, die sexuelle Orientierung oder die allgemeinen Interessen betreffend) zugesprochen werden, wie einer Jugendlichen, die kein Kopftuch trägt.

Auf *institutioneller Ebene* kann es bedeuten, neben den schon etablierten, hegemonialen Räumen auch solche zu schaffen, die ein Anerkennen von und/oder ein Austausch über häufig relativierte und negierte Erfahrungen möglich macht. Konkret nennen die Autor*innen hier sogenannte Empowerment-Räume, die es beispielsweise ermöglichen, Rassismuserfahrungen artikulieren zu können, ohne sich dabei beweisen oder rechtfertigen oder dies begründen zu müssen (vgl. Fegter, Geipel, Horstbrink: 241). Solche Empowerment-Räume können dadurch entstehen, dass explizit Raum für den Austausch bezüglich Wissen über, Erfahrungen mit oder Strategien gegen Rassismus geschaffen wird, z.B. in Form eines Workshops zu diesem Thema. Empowerment-Räume können aber implizit durch eine offene Atmosphäre entstehen, indem Rassismuserfahrungen beispielsweise nicht als Einzelfall abgetan und negiert werden, sondern solchen Erfahrungen mit der notwendigen Ernsthaftigkeit begegnet wird.

Die *konzeptionelle Gestaltung* schließt hieran an. Hier können beispielsweise Artikulationsräume geschaffen werden, wie sie unter dem Stichwort Empowerment-Räume gerade schon beschrieben wurden. Aber auch Räume des Experimentierens bieten Möglichkeiten, mit sonst oft verdeckten Festschreibungen in kreativer und dekonstruktiver Weise umzugehen. Das kann bedeuten, anstatt die häufig für alle Geschlechtspositionen verwendete männliche Anrede durch ein irritierendes generisches Femininum (also die weibliche Form, als Ansprache für alle) zu verwenden, um so einen hegemonialen Sprachgebrauch aufzudecken (vgl. ebd.: 242). Übertragen auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitsbezüge könnte ein dekonstruktiver Umgang mit verdeckten Festschreibungen so aussehen, dass weiße Jugendliche ohne Migrationshintergrund immer als solche benannt werden, während von schwarzen Jugendlichen oder Jugendlichen mit Migrationshintergrund nur als ‚Jugendlichen‘ gesprochen wird. Um auf die binäre

Konstruktion von christlichen/ atheistischen, weißen Deutschen ohne Migrationshintergrund im Gegensatz zu muslimischen/ buddhistischen/ konfuzianistischen, schwarzen ‚Ausländer*innen‘ mit Migrationshintergrund aufmerksam zu machen und diese aufzulösen, könnte von ‚afrodeutschen Jugendlichen/Menschen‘, ‚deutschen Jugendlichen/Menschen muslimischen Glaubens‘ oder ‚Deutschen mit Migrationsgeschichte‘ gesprochen werden. Das macht einerseits verdeckte hegemoniale Festschreibungen sichtbar, andererseits zeigt es aber auch, wie immer weitere Ausdifferenzierungen ad absurdum geführt werden können und wirft die Frage auf, wie sinnvoll kategoriale Bezeichnungen überhaupt sind.

In Bezug auf *die eigene Position als Sozialarbeiter*in* kann eine dekonstruktive Haltung in der Praxis bedeuten, „sich die Unmöglichkeit, den_die AndereN und seine_ihre Bedürfnisse erkennen zu können, einzugestehen“ (Fegter, Geipel, Horstbrink: 243), und sich somit auch der Problematik der eigenen paternalistischen Repräsentationsfunktion, im Sinne einer Vertretung, eines Sprechens für Andere, bewusst zu werden. Daraus kann der Impuls entstehen, die eigene Machtposition dazu zu nutzen, Artikulationsräume (auch nach außen) zu schaffen, damit Menschen für sich selbst sprechen können und auch Gehör finden. Ansonsten wird Autonomie und Selbstbestimmung verhindert, auch wenn das *Sprechen für Andere* in deren Sinne und aus guten Absichten erfolgt. Einem Sprechen *für* Andere ist immer eine bevormundende Abhängigkeitsbeziehung und somit ein asymmetrisches Machtverhältnis inhärent.

3.1.2 reflexive Dekonstruktion

Ein nachträglicher, kritisch-reflexiver Umgang mit Machtverhältnissen, Differenzkonstruktionen, Exklusions- und Diskriminierungsverhältnissen im Sinne einer dekonstruktivistischen Haltung kann auf *Adressat*innen-Ebene* bedeuten, zu untersuchen, wer von den Angeboten einer bestimmten Einrichtung angesprochen wird, wer nicht und warum. Es kann bedeuten, sich die Frage zu stellen: „Welche (Identitäts-) und Differenzkategorien finden besondere Aufmerksamkeit und warum? Mit welcher Motivation werden spezifische Identitätspositionen markiert, mit welcher Legitimation bleiben andere unmarkiert (unsichtbare Norm)?“ (ebd.: 245).

Auf *institutioneller Ebene* kann das bedeuten, zu untersuchen, wie zugänglich die Institutionen sind. Zugänglichkeit meint hier nicht nur Verkehrsanbindung oder Barrierefreiheit bezüglich körperlicher Einschränkungen, sondern beispielsweise auch die Niederschwelligkeit der Angebote. Hierbei kann reflektiert werden, wer durch bestimmte Angebote angesprochen wird, wer nicht und warum, wer sich durch bestimmte Formulierungen ausgeschlossen fühlt und deshalb möglicherweise nicht an einem Angebot teilnimmt. Viele Angebote im Kontext Sozialer Arbeit mit Geflüchteten, seien es Sprach- oder Kochkurse, Musik- oder Theorieworkshops, Sport- oder Bastelangebote, werden häufig eher von Männern besucht. Das liegt aber selten daran, dass Frauen kein Interesse an diesen Aktivitäten hätten. Oft sind Frauen in Kinderbetreuung und care work anderer Art intensiver eingebunden, als Männer und können deshalb nicht an den entsprechenden Angeboten teilnehmen. Diesem Problem könnte beispielsweise durch Kinderbetreuung während der Angebote entgegengewirkt werden. Das müsste allerdings auch entsprechend beworben werden. Auch Sprachauswahl des Infomaterials kann zum Abbau von Zugangsbarrieren, beziehungsweise zu Exklusionsverhältnissen führen. Während des ‚Sommers der Migration‘ 2015 erschienen viele Broschüren, Lernmaterialien vor allem auf Arabisch und Farsi, auch Beratungsgespräche, z.B. in Asylberatungsstellen oder Sammelunterkünften wurden in diesen zwei Sprachen übersetzt. Tigrinya, die Sprache, welche von vielen Menschen in Äthiopien und Eritrea gesprochen wird, war dabei kaum vertreten, obwohl Eritrea 2015 zu den 10 Hauptherkunftsländern von Geflüchteten in Deutschland zählte (vgl.: BMI, 2016). Durch eine reflexive Re- und Dekonstruktion können bestimmte Ausschlussfaktoren einerseits markiert und dann auch abgebaut werden.

Auf *struktureller Ebene* kann danach gefragt werden, wie sich ein Team zusammensetzt (welche Identitätsbezüge sind präsent, welche wenig oder gar nicht vorhanden), wer welche Positionen innerhalb der Arbeitsstelle besetzt oder wer als Expert*in für was gilt (vgl. Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 245). Wird beispielsweise ein Workshop zum Thema Alltagsrassismus an deutschen Schulen von zwei weißen Sozialarbeiter*innen geleitet, können diese zwar theoretisch und methodisch sehr versiert sein und die Problematik angemessen vermitteln, dennoch sind sie höchstwahrscheinlich nicht selbst von Rassismuserfahrungen betroffen und

können diese Perspektive auch nicht stellvertretend für Menschen übernehmen, die Erfahrungen dieser Art gemacht haben. Es wäre also sinnvoll und mit weniger Machtstrukturen verbunden, wenn beispielsweise schwarze Sozialarbeiter*innen über eigene Rassismuserfahrungen berichten, als dass für sie gesprochen wird. Um aber kulturalisierenden Festschreibungen vorzubeugen, sollte auch hier geschaut werden, dass People of Color, beziehungsweise Menschen mit Migrations- oder Fluchterfahrung nicht ausschließlich als Expert*innen für Rassismus, Fremdheitserfahrungen, Interkulturelle Kommunikation oder im Allgemeinen für das Andere, Fremde, Nicht-Deutsche herhalten müssen. Um impliziten Machtstrukturen und der Reproduktion essentialistischer Festschreibungen solcher Art vorzubeugen, bietet es sich an, eine Diversität in sozialarbeiterischen Teams in jeglichen Arbeitsfeldern zu unterstützen. Dabei sollten nicht nur natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitsbezüge eine Rolle spielen, sondern auch der sozio-ökonomische sowie der Bildungs-Hintergrund, oder Identitätsbezüge das soziale Geschlecht sowie die sexuelle Orientierung betreffend. Auf konzeptioneller Ebene kann danach gefragt werden, welche Zielgruppe, durch die Angebote angesprochen wird und wer nicht, welche Vorannahmen bestimmten Konzepten zugrunde liegen, oder welche Themen und Perspektiven durch die eingesetzten Methoden hervorgehoben, beziehungsweise ausgeblendet werden (diese Untersuchungsschwerpunkte überschneiden sich mit den zuvor genannten Analyseebenen, weshalb an dieser Stelle darauf verzichtet wird, ein weiteres Beispiel anzuführen).

Die *eigene Position* Sozialarbeitender betreffend sollte im Sinne der Dekonstruktion kritisch hinterfragt werden, welche Position man selbst in gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen einnimmt, wie zur Stabilisierung bestimmter dominanter Positionen beigetragen wird, welche Vorannahmen und Normalitätsvorstellungen das eigene Handeln beeinflussen (vgl. Fegter/Geipel/Horstbrink, 2010: 246). Eine Sozialarbeiterin, die selbst Flucht- und rassistische Diskriminierungserfahrungen gemacht hat, kann in einigen Situationen zwar in einer unterdrückten, marginalisierten und ausgegrenzten Position sein, gegenüber ihrer Klientel hat sie als Sozialarbeiterin dennoch eine Machtposition inne. Der eigene Standpunkt, die eigene Machtposition, ist also nicht starr, sondern je nach Kontext unterschiedlich und flexibel. Man hat nicht *nur* eine Machtposition

inne, oder wird nicht *nur* unterdrückt. Um dieser Komplexität gerecht zu werden und somit auch bewusster mit der eigenen Position umgehen zu können, ist ein reflektierter Umgang diesbezüglich notwendig.

3.2 Grenzen einer dekonstruktivistischen Analyse- und Praxisperspektive

Dekonstruktivistische Theorie-, beziehungsweise Analyseperspektiven und auch die praktische Umsetzung im Sinne einer Dekonstruktion als Haltung sind nicht unproblematisch. Kritik diesbezüglich kann auf ganz unterschiedlichen Ebenen geübt werden. Einerseits kann eine andauernde Bedeutungsaufschiebung und -offenheit als Relativierung und Verharmlosung machtvoller Kategorisierungsprozesse, wie sie defacto existieren, interpretiert und kritisiert werden. Zwar wird durch die Dekonstruktion versucht, die Machtasymmetrien abzubauen, dennoch besteht durch den Versuch der absoluten Bedeutungsoffenheit oder das vollständige Vermeiden von konkreten Ansprachen gegenüber pädagogisch Adressierten die Gefahr, nicht adäquat mit den real existierenden Diskriminierungssituationen von Menschen umgehen zu können. Ein Beispiel soll das verdeutlichen: festschreibende Bezeichnungen wie ‚mit Migrationshintergrund‘ vermeiden zu wollen, um Differenzkonstruktionen zwischen Deutschen und Deutschen aufzuweichen, sollte nicht dazu führen, dass eine Person, welcher gerade aufgrund des Migrationshintergrundes zum Beispiel die Wohnungs- oder Arbeitssuche massiv erschwert wird, in ihrer Problemsituation – mit dem Verweis, die Differenzkategorien seien nur konstruiert – nicht ernstgenommen und zurückgewiesen wird. An dieser überspitzten Darstellung wird deutlich, dass gesellschaftliche Differenzbezüge zwar nicht naturgegeben, aber dennoch existent und in Bezug auf daran anschließende Ausgrenzungsmechanismen sehr wirkmächtig sind. Es kann also durchaus sinnvoll sein, sich der existierenden (essentialisierenden) Differenzkategorien zu bedienen, um den Zugang zu ökonomischen, politischen oder sozialen Ressourcen zu erleichtern oder um Sprecher*innenpositionen von Marginalisierten zu ermöglichen.

„Die Entscheidung für eine essenzialisierende Rhetorik in konkreten pädagogischen Kontexten sowie die konzeptionelle Ausrichtung pädagogischer Angebote auf eine fest

definierte Gruppe kann insofern in bestimmten Situationen durchaus notwendig erscheinen“ (Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 243).

Hierin besteht ein scheinbar unauflösbarer Widerspruch dekonstruktivistischer Theoriebildung sowie der praktischen Umsetzung der Dekonstruktion. Das Dilemma besteht darin, dass der sozialwissenschaftliche Wunsch nach Nichtmarkierung sowie das Ziel Essentialismen zu vermeiden, den realen Exklusionsverhältnissen entlang von Identitätsmarkierungen diametral gegenübersteht. Außerdem sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass durch eine völlige Negation von Kategorien und festschreibenden Ansprachen sowie der Ablehnung eindeutiger Selbstrepräsentationen, die Spannung, die der *différance*-Bewegung inhärent ist, verschwinden würde. „Es würde eine einseitige Festlegung auf die Dimension des Nicht Identifizierens erfolgen, die ihrerseits auch mit Gewaltförmigkeiten verbunden ist“ (Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 243). Um also wissenschaftlich, theoretisch, empirisch oder praktisch auf Unterdrückungsstrukturen reagieren zu können, müssen die jeweiligen Kategorien benannt werden und führen so zu einer erneuten Festschreibung und Reproduktion der Verhältnisse.

Wenn gesellschaftliche Verhältnisse dahingehend empirisch untersucht werden sollen, wo Exklusionsmechanismen und fehlende Repräsentation bestimmter Gruppen (beispielsweise Migrant*innen) in Institutionen und Organisationen (Sportvereine und Schulen, ebenso wie politische Vereine, Behörden und Ämter) existieren und welche Effekte Diskriminierungen dieser Art haben, ist eine Kategorisierung unumgänglich.

„Analysen von Diskriminierung in ebenjenen Institutionen und Feldern können nicht empirisch erfolgen, wenn keine kategoriale Bezeichnung vorliegt, nach der eine fehlende Repräsentation von Minderheiten in öffentlichen Institutionen eingefordert werden kann. Gleichzeitig wird durch die Beforschung, Benennung und Kategorisierung von Migrant*innen und ihren Nachkommen jedoch eine immerwährende Differenz reproduziert“ (Foroutan/Ikiz, 2016: 139).

Konstitutiver Bestandteil eines Dilemmas ist seine Unauflösbarkeit und dieses Problem liegt auch hier vor. Wenn aber die Widersprüche schon nicht aufzulösen sind, bleibt die Frage nach einem angemessenen Umgang mit den vorhandenen Verhältnissen. Gayatri Spivak plädiert an dieser Stelle für einen „strategischen Essentialismus“ (Spivak, 1996, zit. nach ebd.:140). Ihrer Meinung nach sind die Kategorien nicht abzuschaffen, aber es kann ein kritisch-reflexiver und somit ein bewusster Umgang mit ihnen in Forschung, Theorie und Praxis erfolgen. Auch Maria Castro Varela de Mar und Nikita Dhawan unterstützen diese Aussage und sprechen sich dafür aus, Kategorien und Bezeichnungen (wie beispielsweise ‚mit Migrationshintergrund‘) „nicht als stabile, sondern irritierende Signifikante“ zu benutzen (Castro Varela/Dhawan, 2007: 32, zit. nach: ebd.).

Nicht nur die Kritik an dekonstruktivistischen Ansätzen und die damit verbundenen Ambivalenzen machen deutlich, dass Dekonstruktion nicht als Lösung aller Probleme angesehen werden können, auch ein Hauptanliegen des Dekonstruktivismus (Festschreibungen zu widersprechen und Essentialismen zu vermeiden) steht in einem krassen Gegensatz zur Vorstellung eines einzig wahren Paradigmas, nach welchem man alles Denken und Handeln ausrichten sollte. Der Idee der Dekonstruktion ist ein kritisches, sich ständig selbst hinterfragendes Moment inhärent. Diese Tatsache macht eine Übertragung in die konkrete Praxis so schwer oder lässt sie für manche gar unmöglich erscheinen.

„Denn sobald eine zeit- und kontextübergreifende Festlegung – zum Beispiel in Form curricularer Einschreibungen oder konzeptioneller Handlungsanleitungen – erfolgt, wird das Offenhalten der *différance* verkannt und machtvolle Zuschreibungen und Verdeckungen finden statt“ (Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 246).

3.3 Den Widersprüchen zum Trotz: Potenzial dekonstruktivistischer Ansätze

Worin aber liegt nun also das Potenzial dekonstruktiv(istisch)er Ansätze für die Soziale Arbeit im Umgang mit Differenzkonstruktionen und Machtverhältnissen? Warum kann es trotz aller Problematik der Widersprüche, Paradoxien, Dilemmata und Ambivalenzen konstruktiv, hilfreich und fruchtbar sein, dekonstruktivistische Analyseperspektiven zuzulassen und die Theorieansätze auch in die Praxis

umzusetzen (wie oben näher ausgeführt wurde)? Die Antwort auf diese Fragen ist relativ profan, aber nichtsdestoweniger wichtig: ein dekonstruktiver Blick ermöglicht einen *bewussten* Umgang mit Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Zwar bietet die Perspektive keinen Ausweg aus der Festschreibung, Kategorisierung, der Marginalisierungsverhältnisse an sich, beziehungsweise schafft diese nicht ab, wohl aber kann dadurch die Wirkmächtigkeit der Macht- und Gewaltbeziehungen entkräftet werden.

Deshalb sprechen sich unterschiedliche Autor*innen dafür aus, die Umsetzung dekonstruktiver Ansätze trotz der widersprüchlichen und problematischen Verhältnisse in die Praxis zu wagen. Gleichzeitig machen sie aber darauf aufmerksam, dass auch die von ihnen ausgeführten, sehr konkreten Handlungsanweisungen nicht als allgemeingültiges Konzept – das auf jedweden sozialarbeiterischen Einzelfall übertragen werden kann – verstanden werden dürfen. Ganz im Sinne der Theorie sollen auch die konkreten Handlungsanweisungen selbst wiederum einer dekonstruktiven Re-Lektüre unterzogen werden (vgl. Fegter, Geipel, Horstbrink, 2010: 246f). „Demgemäß impliziert eine dekonstruktive Haltung ein ständiges Streben danach, dem_der Anderen gerecht zu werden, im gleichzeitigen Wissen, ihn_sie dabei mit jeder Benennung zu verfehlen“ (ebd.: 239).

Auch Astrid Messerschmidt macht in ihrem Text „Differenzreflexive Kritik machtkonformer Bildung“ auf diesen Kreislauf aus konkreten Aussagen und Handlungsansätzen, die selbst das Ergebnis einer dekonstruktivistischen Kritik sind und nun wiederum kritisiert und hinterfragt werden müssen, aufmerksam. Sie macht dabei den Punkt stark, dass sich ein reflexiver Umgang mit Differenzkonstruktionen und Otheringprozessen in der Migrationsgesellschaft nicht darin erschöpft,

„die kulturalisierenden pädagogischen Migrationsdiskurse als falsches Denken zu entlarven, sondern bewegt sich auf einer Spur radikal immanenter Kritik, die ihre eigene Radikalität immer wieder verfehlt und deren Immanenz gerade darin zum Ausdruck kommt, dieses Verfehlen offenzulegen“ (Messerschmidt, 2016: 176).

Die Tatsache des Widerspruchs und die Möglichkeit des Scheiterns und Verfehlens sollte also kein Hindernis bei der Umsetzung dekonstruktivistischer Handlungsanweisungen in der sozialarbeiterischen Praxis sein. Die Perspektive der Dekonstruktion kann als eine produktive Werkstatt verstanden werden, die Impulsräume möglich macht und durch einen, sich ständig wandelnden und fortlaufenden, Prozess kritischer Reflexivität zur Entwicklung neuer Denk-, Forschungs- und Handlungsansätze einlädt.²⁰

4 Fazit und Ausblick

Im ersten Teil dieser Arbeit, dem Theorieteil, wurden die Besonderheiten von sozialen Kategorisierungsprozessen rekurrierend auf sozialkonstruktivistische und dekonstruktivistische Theorieperspektiven herausgearbeitet. Dabei konnte gezeigt werden, wie sich soziale Wirklichkeit durch Kommunikationsprozesse bildet, wie durch Interaktions- und Aushandlungsprozesse eine gesellschaftliche Realität entsteht, die durch Macht-, Herrschafts- und Ungleichheitsprozesse gekennzeichnet ist. Trotz des sozialen und prozesshaften Hergestelltheits von Kategorien und Differenzen entsteht durch Wiederholung und Tradierung der Eindruck einer naturwüchsigen und statischen Gesellschaftsordnung. Sozialkonstruktivistische Perspektiven bieten die Möglichkeit, kritisch auf Naturalisierungen und daran anschließende Hierarchisierungen hinzuweisen und die scheinbare Selbstverständlichkeit, die unveränderbar anmutende, durch ungleiche Machtverhältnisse gekennzeichnete, Gesellschaftsordnung als Illusion zu entlarven. Unterstützend kann hierbei das Konzept ‚doing‘ herangezogen werden, welches die Möglichkeit bietet, reflektierend zu hinterfragen, welche Vorannahmen zu bestimmten Denkmustern führen und damit auch das alltägliche Handeln beeinflussen. Durch dekonstruktivistische Theoriebildung folgt, an die

²⁰ Eine weitere spannende Theorie- und Praxisperspektive im Sinne des Dekonstruktivismus könnte auch die Lebensweltorientierung bieten, wie sie von Thiersch konzipiert und von Hamburger schon zum Teil auf ‚Interkulturelle Soziale Arbeit‘ übertragen wurde (vgl. hierzu u.a. Thiersch, 2014 und Hamburger, 2018). Dieses Konzept versteht es, Menschen als Einzelfall mit individuellen Problemlagen und Unterstützungsbedarfen wahrzunehmen und kommt weitestgehend ohne die Verwendung festschreibender Differenzkategorien aus.

Grundgedanken sozialkonstruktivistischer Ansätze anschließend, eine radikale Kategorienkritik. Hier ist vor allem das Werk Derridas zu nennen, der sowohl den Begriff der *différance*, als auch den der Dekonstruktion prägte. Hauptthese Derridas, in Bezug auf Differenz und Dekonstruktion, ist die Annahme, durch eine Bedeutungsoffenheit von Begriffen und Symbolik sowie durch die Vermeidung determinierter, fixierter Kategorien und Bezeichnungen der hegemonialen Gesellschaftsordnung ihre Legitimation zu entziehen und so Exklusions- und Machtverhältnissen entgegenwirken zu können. Es geht dabei nicht um die Abschaffung der sozialen Kategorien. Ein dekonstruktiver Umgang mit Differenz- und Diskriminierungsverhältnissen soll einerseits auf machtvolle Kategorisierungen aufmerksam machen und andererseits durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit der Determinierung von Begrifflichkeiten und sozialer Realität, das Moment der Veränderung der Verhältnisse verdeutlichen. Hierbei zeigt sich jedoch ein der Theorie inhärenter Widerspruch: Um auf die Exklusionsverhältnisse entlang wirkmächtiger Differenzkategorien hinweisen zu können, muss man sie benennen. Dadurch werden die jeweiligen Unterschiede aber erneut hergestellt. Es stellt sich die Frage, ob es ein Ausweg aus diesem Dilemma gibt.

An die konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Theoriebezüge anschließend wurden postkoloniale Theorieperspektiven vorgestellt, die sich vordergründig mit konstruierten Unterschieden, Ungleichheiten und Machtbeziehungen im Kontext historischer Kolonialregimes sowie aktueller Auswirkungen dieser beschäftigen. Dabei konnte gezeigt werden, wie Rassismen, Ethnisierungs- und Kulturalisierungsprozesse damals wie heute wirksam werden und welche Effekte diese haben. Da postkoloniale Theorien auf unterschiedliche poststrukturalistische Theorien rekurrieren, haben Autor*innen wie Said, Bhabha und Spivak auf das Potenzial einer dekonstruktivistischen Bearbeitung postkolonialer Themen hingewiesen. Sie haben sich diesbezüglich beispielsweise kritisch mit einem essentialistischen Kulturverständnis (Bhabha), mit einem europäischen Ethnozentrismus und wirkmächtigen, verkürzten, rassistisch-diskriminierenden Orientbildern als Gegenentwurf zum ‚Westen‘ (Said) und gewaltvollen Zuschreibungen gegenüber unterdrückten ‚Anderen‘ sowie einer detaillierten Ausarbeitung von Differenzkonstruktionen in Form des Konzept des Othering (Spivak) auseinandergesetzt. Im letzten Teil des Theoriekapitels wurde

auf die Begriffe, beziehungsweise Konzepte der Migrationsgesellschaft, beziehungsweise Migrationspädagogik Bezug genommen. Diese stellen im Vergleich zu theoretischen und praktischen Überlegungen zum Thema Zuwanderung und sogenannten ‚Ausländer*innenpädagogik‘ eine Analyse- und Handlungsperspektive dar, welche Migration als ein vielschichtiges, alle Teilbereiche und alle Mitglieder einer Gesellschaft betreffendes Phänomen betrachtet. Somit wird sich einer gesamtgesellschaftlichen Realität angenommen, die von Migrationsprozessen beeinflusst ist. Migration wird nicht länger als ‚ausländerspezifische‘ Thematik verstanden. Daraus resultiert aber auch ein veränderter Auftrag an die Soziale Arbeit sich mit Migrationsphänomenen in eben dieser gesamtgesellschaftlichen Perspektive, sowohl theoretisch als auch bezüglich der Praxis, auseinanderzusetzen.

Um die theoretischen Ausführungen greifbarer zu machen und auch den Zusammenhang dieser zur praktischen Realität Sozialer Arbeit zu verdeutlichen, wurde im zweiten Kapitel gezeigt, wie Soziale Arbeit in der Vergangenheit mit migrationsgesellschaftlicher Diversität umgegangen ist, beziehungsweise noch immer umgeht. Hierfür wurden Konzepte der ‚Ausländerpädagogik‘ und der ‚Interkulturellen Pädagogik‘ vorgestellt. Es konnte gezeigt werden, dass Soziale Arbeit vor allem im Kontext von Migration massiv an Differenzkonstruktionen beteiligt ist, dass Otheringprozesse und kulturalisierende, essentialisierende und rassistische Tendenzen in Theorie, Empirie und Praxis vorhanden sind und dass die Soziale Arbeit (trotz gut gemeinter Intentionen) zu Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung beiträgt. Dass sogar allein durch die Bearbeitung von Ungleichheitsverhältnissen entlang natio-ethno-kultureller Differenzkonstruktionen eben diese (zum Beispiel durch Arbeitsfelder wie ‚Migrationssozialarbeit‘ oder ‚Migrations- und Integrationsberatungsstellen‘) reproduziert und aufrechterhalten werden. Um im Sinne einer macht- und herrschaftskritischen Sozialen Arbeit reflexiv mit den eigenen Unterdrückungsprozessen umzugehen und dem Ziel einer möglichst wenig von Diskriminierung und Ungerechtigkeit gekennzeichneten sozialarbeiterischen Praxis näher zu kommen, stellt sich nun die Frage, wie mit den eigenen Verfehlungen konstruktiv umgegangen werden kann. Diesbezüglich wurde im dritten Kapitel dieser Arbeit die konzeptionellen Überlegungen einer

‚Dekonstruktion als Haltung‘ vorgestellt. Diese stellt eine Verbindung zwischen den theoretischen Ausführungen und den Problemen der Praxis her. Dabei konnte sowohl das Potenzial einer dekonstruktiven Haltung in konkreten Handlungszusammenhängen Sozialer Arbeit, sowie in einer reflexiven Dekonstruktion im Nachhinein deutlich gemacht werden. Anhand der Ausführungen von Fegter, Geipel und Horstbrink konnte gezeigt werden, wie eine dekonstruktive Praxis aussehen kann und wie dies zum Abbau wirkungsvoller Macht- und Diskriminierungsverhältnisse beitragen kann. Gleichzeitig wurde allerdings auch deutlich, wo die Grenzen dekonstruktivistischer Theorie- und Praxisperspektive liegen. Sowohl durch den Versuch von Bedeutungsoffenheit, die Vermeidung direkter (festschreibender) Ansprachen oder die Ablehnung konkreter Selbstbezeichnungen (im Sinne einer radikalen Dekonstruktion) würde es zu einer Verhärtung seitens einer Nicht-Identifizierung kommen, die ebenfalls gewaltförmige wäre. Des Weiteren besteht die Gefahr in einem dekonstruktiven Umgang mit Differenzen, die real existierenden Unterdrückungsverhältnisse zu verharmlosen. Deutlich zu machen, dass Differenzkategorien interaktiv hergestellt, flexibel und veränderbar sind, heißt nämlich nicht, dass die asymmetrischen Machtverhältnisse, die mit solchen Differenzkonstruktionen einhergehen, weniger schlimm wären. Die dritte in diesem Text vorgestellte Grenze, beziehungsweise Problematik eines dekonstruktivistischen Umgangs mit Differenzen im Kontext Sozialer Arbeit, ist das Dilemma sich auf gewaltvolle, essentialisierende Differenzkategorien beziehen zu müssen, um auf gesellschaftliche Macht- und Unterdrückungsverhältnisse hinweisen, diese kritisieren, skandalisieren und im besten Falle abbauen zu können. Durch einen Bezug auf diese, werden sie allerdings bestätigt und reproduziert und bleiben weiterhin bestehen. Dieses Dilemma ist nicht aufzulösen, die vorliegende Arbeit bietet aber dennoch eine Antwort auf die Frage, wie mit diesen Widersprüchen (wenn sie schon nicht aufzulösen sind) immerhin in konstruktiver Weise umgegangen werden kann. Ein dekonstruktivistischer (theoretischer oder praktischer) Blick auf Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen ermöglicht einen *bewussten* Umgang mit diesen. Er bietet Sozialarbeiter*innen die Möglichkeit eines bewussten, kritisch-reflexiven Umgangs mit den eigenen Unzulänglichkeiten. Eine dekonstruktivistische Perspektive zeichnet sich nicht dadurch aus, unangreifbare, perfekte, vollendete

Theorien oder Praxisanweisungen zu präsentieren, sondern in einem bewussten, kritisch-reflexiven Modus – welcher Widersprüche zulässt – mit den eigenen Verfehlungen innerhalb sozialarbeiterischen Handelns umzugehen und dabei neben vielen, vielen Fragen auch auf produktive und konstruktive Antwortmöglichkeiten zu stoßen.

Leider finden dekonstruktivistische, beziehungsweise postkoloniale Theorien, sowie eine praktische Umsetzung der Ansätze bisher in der Sozialen Arbeit nur wenig Anklang. Auch eine kritische Auseinandersetzung (in Forschung, Lehre oder Praxis) mit Differenzkonstruktionen und Otheringprozessen, sowohl auf allgemeine Gesellschaftsstrukturen bezogen als auch die Soziale Arbeit selbst betreffend, findet wenig statt. Als mögliche Ursache hierfür kann die immer wieder kritisierte Praxisuntauglichkeit der Ansätze gesehen werden. Wie diese Arbeit jedoch zeigen konnte, gibt es einerseits Möglichkeiten die theoretischen Überlegungen konstruktiv in die Praxis umzusetzen, andererseits bieten die den verschiedenen Ansätzen inhärenten Widersprüche auch ein deutliches Potenzial sich kritisch und produktiv mit (eigenen) Machtverhältnissen auseinanderzusetzen. Des Weiteren kann ein strategischer Essentialismus, wie er weiter oben beschrieben wurde, deutliche Vorteile für die sozialarbeiterische Praxis bergen. Sich aus Angst vor Widersprüchen und Ambivalenzen gar nicht mit den eigenen Macht- und Unterdrückungsstrukturen auseinanderzusetzen, ist meiner Meinung nach, nicht zuletzt wegen des – in der internationalen Definition Sozialer Arbeit festgesetzten – Ziels, Machtstrukturen abbauen und Autonomie sowie soziale Gerechtigkeit fördern zu wollen, problematisch. In Anbetracht der Notwendigkeit einer tiefgreifenden und kritischen Auseinandersetzung mit den eigenen Machtpositionen und Exklusionsprozessen innerhalb Sozialer Arbeit, der Unabgeschlossenheit der Theorien und Konzepte und dem Anspruch, den eigenen Standpunkt immer wieder kritisch zu hinterfragen, gibt es auch weiterhin noch viel Potenzial, sich mit den Widersprüchen und Möglichkeiten der dargestellten Theorien, Konzepte und Handlungsanweisungen auseinanderzusetzen, sie zu kritisieren und auch weiterzuentwickeln.

Literaturverzeichnis

- Andersen, Benedict (2005): Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 2., um ein Nachw. von Thomas Mergel erweiterte Auflage der Neuauflage 1996. Frankfurt/Main: Campus Verlag
- Anter, Andreas (2017): Theorien der Macht- zur Einführung. 3, vollständig überarbeitete Auflage. Hamburg: Junius Verlag
- Beauvoir, Simone de (1979): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt Verlag
- BMI (Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat) (2015): 2015: Mehr Asylanträge in Deutschland als jemals zuvor. <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2016/01/asylantraege-dezember-2015.html> (zuletzt aufgerufen am: 01.09.2018)
- Bpb (Bundesamt für politische Bildung) (2018): Zahlen und Fakten Globalisierung. Flucht und Vertreibung. Flüchtlingsbewegungen, Aufnahme- und Herkunftsstaaten von Flüchtlingen und Asylbewerbern, Binnenvertriebene, Stand: Ende 2017 <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/271425/themengrafik-flucht-und-vertreibung> (zuletzt aufgerufen am 01.09.2018)
- DBSH (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.) [PDF] (2014): Kommentar zur „Global Definition of Social Work“ https://www.dbsh.de/fileadmin/downloads/2014_DBSH_Dt_%C3%9Cbersetzung_Kommentar_Def_SozArbeit_02.pdf (zuletzt aufgerufen am: 01.09.2018)
- Fegter, Susann/Geipel, Karen/Horstbrink, Janina (2010): Dekonstruktion als Haltung in sozialpädagogischen Handlungszusammenhängen. In: Fabian Kessl und Melanie Plößer (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit – Soziale Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seite 233-248.
- Foroutan, Naika (2015): Die postmigrantische Gesellschaft. <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft>
- Foroutan, Naika/Ikiz, Dilek (2016): Migrationsgesellschaft. In: Paul Mecheril (Hrsg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz, Seite 138-151.
- Frank, Michael C. (2012): Diskurs, Diskontinuität und historisches Apriori. Michel Foucaults „Die Ordnung der Dinge“, „Archäologie des Wissens“ und „Die Ordnung des Diskurses“. In: Julia Reuter und Alexandra Karentzos (Hrsg.): Schlüsselwerke der Postcolonial Studies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seite 39-50.
- Gomolla, Mechthild (2015): Institutionelle Diskriminierung im Bildungs- und Erziehungssystem. In: Rudolf Leiprecht und Anja Steinbach (Hrsg.): Schule in der Migrationsgesellschaft – ein Handbuch. Schwalbach: Debus Pädagogik Verlag, Seite 193-219.
- Hamburger, Franz (2016): Sozialpädagogik. In: In: Paul Mecheril (Hrsg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz, Seite 449-464.

- Hamburger, Franz (2018): Abschied von der Interkulturellen Pädagogik. Plädoyer für einen Wandel sozialpädagogischer Konzepte. 3., durchgesehene, erweiterte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa
- Han, Petrus (2016): Soziologie der Migration: Erklärungsmodelle, Fakten, politische Konsequenzen, Perspektiven. 4., unveränderte Auflage. München: UVK Lucius
- Kessl, Fabian und Plößer, Melanie (Hrsg.) (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit – Soziale Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Kulacatan, Meltem (2016): Die verkannte Angst des Fremden. Rassismus und Sexismus im Kontext medialer Öffentlichkeit. In: Castro Varela, Maria und Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung des Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript Verlag, Seite 107-117.
- Lücke, Martin (2016): Erinnerungsarbeit. In: Paul Mecheril (Hrsg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz, Seite 356-372
- Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag
- Mecheril, Paul / Heinrich Böll Stiftung [PDF] (2008): ‚Diversity‘. Differenzordnungen und Modi ihrer Verknüpfung.
<https://heimatkunde.boell.de/2008/07/01/diversity-differenzordnungen-und-modi-ihrer-verknuepfung> (zuletzt aufgerufen am: 01.09.2018)
- Mecheril, Paul (2015): Das Anliegen der Migrationspädagogik. In: Leiprecht, Rudolf/Steinbach, Anja (Hrsg.): Schule in der Migrationsgesellschaft – ein Handbuch. Schwalbach: Debus Pädagogik Verlag, Seite 25-53.
- Messerschmidt, Astrid (2016a): ‚Nach Köln‘ – Zusammenhänge von Sexismus und Rassismus thematisieren. In: Castro Varela, Maria und Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung des Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript Verlag, Seite 159-171.
- Messerschmidt, Astrid (2016b): Differenzreflexive Kritik machtkonformer Bildung. In: Stefan Müller und Janne Mende (Hrsg.): Differenz und Identität – Konstellationen einer Kritik. Beltz Juventa, S. 166- 180
- Müller, Annekathrin (2015): Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. Strategien zum Nachweis rassistischer Benachteiligungen. Eine Expertise im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes.
http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/Expertise_Wohnungsmarkt_20150615.pdf?__blob=publicationFile
(zuletzt aufgerufen am: 01.09.2018)
- Nandi, Miriam (2012): Sprachgewalt, Unterdrückung und die Verwundbarkeit der postkolonialen Intellektuellen. Gayatri C. Spivak: „Can the Subaltern Speak“ und „Critique of Postcolonial Reason“. In: Julia Reuter und Alexandra Karentzos (Hrsg.): Schlüsselwerke der Postcolonial Studies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seite 121-130.
- Pörksen, Bernhard (2011): Schlüsselwerke des Konstruktivismus Eine Einführung. In: Bernhard Pörksen (Hrsg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seite 13-28.

- Riegel, Christine (2016): Bildung, Intersektionalität, Othering – Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript Verlag
- Statistisches Bundesamt (2017): Migrationshintergrund.
<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Glossar/Migrationshintergrund.html>
- Sieber, Cornelia (2012): Der ‚dritte Raum des Aussprechens‘ – Hybridität – Minderheitendifferenz. Homi K. Bhabha: „The Location of Culture“. In: Julia Reuter und Alexandra Karentzos (Hrsg.): Schlüsselwerke der Postcolonial Studies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seite 97-108.
- Sökefeld, Martin (2007): Problematische Begriffe: „Ethnizität“, „Rasse“, „Kultur“, „Minderheit“. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin: Reimer, Seite 31-50.
- Thiersch, Hans (2014): Zur Bedeutung des Konzepts der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit in der Krise des Sozialstaats. In: Birgitt Bütow, Karl August Chassé und Werner Lindner (Hrsg.): Das Politische im Sozialen. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, Seite 147-166.
- Villa, Paula-Irene und Reuter, Julia (2010): Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung. In: Paula-Irene Villa und Julia Reuter (Hrsg.): Postkoloniale Soziologie – Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript Verlag, S. 11-46
- Villa, Paula-Irene (2012): Judith Butler – Eine Einführung, 2., aktualisierte Auflage. Frankfurt, New York: Campus Verlag

Ehrenwörtliche Erklärung und Einverständniserklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne unerlaubte Hilfe Dritter verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet habe. Alle Stellen, die inhaltlich oder wörtlich aus Veröffentlichungen stammen, sind kenntlich gemacht. Diese Arbeit lag in der gleichen oder ähnlichen Weise noch keiner Prüfungsbehörde vor und wurde bisher noch nicht veröffentlicht.

Hiermit erkläre ich mich mit der Einsichtnahme in meine Abschlussarbeit im Archiv der Bibliothek der EAH Jena einverstanden / nicht einverstanden (Unrichtiges bitte streichen).

Ort, Datum

Unterschrift